

Eine populistische Fatamorgana oder kulturelle Identität? Die Debatte über das christliche Abendland.

DOSSIER SEITEN 5-8

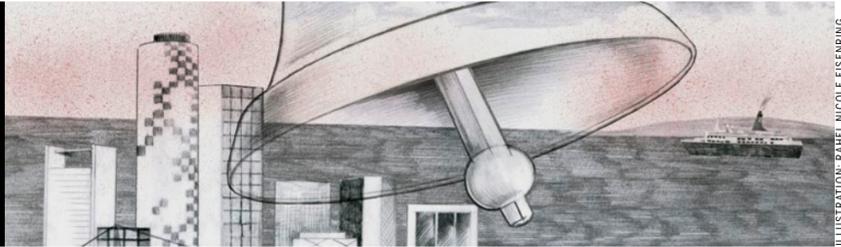


ILLUSTRATION: RAHEL NICOLE EISENRING

reformiert.

saemann / BERN-JURA-SOLOTHURN

EVANGELISCH-REFORMIERTE ZEITUNG FÜR DIE DEUTSCHE UND RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ

NR. 6 | JUNI 2017
www.reformiert.info

INFOS AUS IHRER KIRCHGEMEINDE > 2. BUND



FOTO: PIA NEUENSCHWANDER

PORTRÄT

Christin mit Spraydose

Louise Schneider (85) schrieb ein kleines Stück Mediengeschichte, als sie mit der Spraydose in der Hand gegen die Rüstungsgeschäfte der Nationalbank protestierte. Pazifistin ist sie, weil sie Christin ist. SEITE 12

SARAJEVO

Damit Glaube Friede stiftet

In Bosnien-Herzegowina arbeiten Katholiken und Orthodoxe, Muslime und Juden unermüdlich daran, dass Religion nicht entzweit, sondern Frieden stiftet. Interreligiöser Dialog ist hier nicht Kür, sondern existenziell. SEITE 3



FOTO: MARTIUS SCHÄREN

LEBENSMITTEL

Grundsätzlich unverpackt

Betriebswirtschafterin Christine Remund setzt in Biel auf einen alt-neuen Trend: Sie führt ein Lebensmittelgeschäft, in dem alles unverpackt zu haben ist und im eigenen Gefäss mitgenommen werden kann. SEITE 2

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Gottesdienste, Meditationen, Kirchenkaffee, Lesen und Diskutieren mit theologisch Interessierten: Im zweiten Bund steht, was in Ihrer Kirche läuft. AB SEITE 13



«Reformation bedeutet Veränderung, nicht Spaltung»: Abt Urban Federer in der Klosterkirche

Der katholische Blick auf die feiernden Reformierten

REFORMATION/ Abt Urban Federer ist in der Reformationsstadt Zürich aufgewachsen. Eine Selbstverständlichkeit der Ökumene nahm er nach Einsiedeln mit.

Wer sich fünf Jahrhunderte nach der Reformation auf Spurensuche begibt, landet mitunter an recht katholischen Orten. Im Kloster Einsiedeln zum Beispiel. Huldrych Zwingli war hier zwei Jahre Leutpriester. Auch später blieb er dem Kloster in der Innerschweiz verbunden, sein Freund Leo Jud wurde sein Nachfolger in Einsiedeln. Bis heute erhält der Abt das Ehrenbürgerrecht der Reformationsstadt. Urban Federer heisst der amtierende Abt des Benediktinerklosters. Er ist doppelter Zürcher. Am Zürichberg aufgewachsen, wurde er nach seiner Wahl 2013 Ehrenbürger der Stadt Zürich. «Sehr reformiert und liberal» sei das Umfeld gewesen, in dem er gross wurde. An diesem regnerischen, kühlen Maitag sitzt er im holzgetäfelten Besprechungszimmer des Klosters und erzählt von seiner Jugend. Als katholisches Kind habe er sich in der Reformationsstadt nie fremd gefühlt. Statt der gut sichtbaren Kirche Fluntern besuchte er eben die turmlose St.-Martin-Kirche. «Die katholische Frömmigkeit mit Rosenkranzgebet und Prozessionen lernte ich erst in der Innerschweiz kennen.»

VERSCHWUNDENE GRENZEN. Federer brachte nach Einsiedeln das Bewusstsein für eine Ökumene mit, die für ihn selbstverständlich ist. Dazu gehören Freundschaften und das Wissen, dass sich die Konfessionsgrenzen kaum noch an die Geografie halten. Das gilt nicht nur für das multireligiös gewordene Zürich, sondern auch für den Kanton Schwyz mit seinen vielen zugezogenen Reformierten.

Ohnehin sassen beide Kirchen längst im gleichen Boot, sagt Federer. «Viele Menschen leben ihre Spiritualität individuell und lösen traditionelle Bindungen.» Umso wichtiger sei, dass die beiden grossen Kirchen möglichst mit «einer einzigen, christlichen

Stimme sprechen». Durchaus auch als Gegenentwurf zur Mehrheitsmeinung, wenn es um Konsum, Menschenwürde oder die Flüchtlingspolitik geht.

GEIST DER VERSÖHNUNG. Die Reformation nicht in Abgrenzung zum Katholizismus zu feiern, lautete das Versprechen vor dem Jubiläum. Dennoch suchten Politiker in ihren Reden nach den Spuren der Reformation und fanden sie in Eigenverantwortung, Sozialwesen, Marktwirtschaft. Im Umkehrschluss bedeutet katholisch rückständig, undemokratisch. Der Abt widerspricht zu Recht. Er verweist auf die Erneuerungsbewegungen in der Renaissance oder den Frühkapitalismus im katholischen Norditalien.

Nach dem historischen Diskurs schiebt der Abt diplomatisch nach, zum Jubiläum sei es legitim, den Fokus auf die Wirkung der Reformation zu legen. Während Deutschland viel über Luther und wenig über Heute rede, habe das Schweizer Jubiläum die Ökumene immer im Blick gehabt. Federer erwähnt die Bruder-Klaus-Feier vom 1. April in Zug, an der sich Kirchenbundspräsident Gottfried Locher und Bischof Felix Gmür um Verzeihung baten für die Wunden, welche die Kirchenspaltung geschlagen hatte. «Ihre Umarmung war eine wichtige Geste.»

Weil die Reformation zur Spaltung führte, «kann sie gar nicht anders gefeiert werden als im Geist der Versöhnung», betont Federer. Für ihn bleibt der Bruch mit Rom ein Scheitern: «Reformation heisst Veränderung, nicht Spaltung.» Luther habe – «von politischen Kräften getrieben» – zu rasch den Alleingang gesucht. Entsprechend verlangt er von jenen Katholiken, die sich heute nach Reformen sehnen, den Dialog – und Geduld. Den gleichen Anspruch hat Federer an konservative Kreise. «Nur Synoden und Konzile, an denen divergierende Kräfte mitein-

ander ins Gespräch kommen, bringen uns weiter.» Wenn Papst Franziskus den Bischofskonferenzen mehr Autonomie gewähre, könnten Fragen wie jene nach dem Zölibat im Westen vielleicht anders beantwortet werden als anderswo. Das Priestertum für Frauen hingegen nimmt Federer explizit aus. «Diese Frage geht viel tiefer, weil sie das Grundverständnis vom Sakrament des Priestertums betrifft.»

SCHMERZ DER TRENNUNG. Das Sakramentsverständnis ist für Federer auch die grösste Herausforderung in der Ökumene. Ob beim Abendmahl bald eine Annäherung möglich ist, lässt er offen. Sagt es und beschreibt das konfessionell unterschiedliche Amtsverständnis, das der eucharistischen Gastfreundschaft im Weg stehe. «Die Trennung schmerzt.» Für den Abt scheint dieser Schmerz aber der Stachel, der an die fehlende Einheit der Christen erinnert.

Ökumene bedeutet zuweilen Differenz, vielleicht gar schlichtes Unverständnis. Dann tut Bewegung gut. Auf dem Weg durch die Klostersgänge zur Kirche erzählt Federer von seiner intensiven Auseinandersetzung mit der Mystik, die auch die Reformatoren beeinflusste. Im Reden vom Verbindenden, welches das Trennende Gott sei Dank weit überwiegt, landet er schnell bei der Musik. Bei Johann Sebastian Bach zum Beispiel, dem protestantischen Vorzeigekomponisten. Federers Augen leuchten.

Eine halbe Stunde später sitzt der Abt mit seinen Brüdern in der Kirche und singt gregorianische Choräle. Es ist Vesper. Wie zu jedem Tagzeitengebet wird aus der Bibel gelesen. Das Hören auf das Wort ist ziemlich reformiert. Oder so katholisch wie die Mönche. Oder beides. Jedenfalls fand schon zur Zeit der Reformation eine Zürcher Bibel den Weg ins Kloster Einsiedeln. Als Geschenk. FELIX REICH

NACHRICHTEN

26 000 Menschen haben unterzeichnet

JUGEND UND SPORT. Die Schweizerische Evangelische Allianz (SEA) hat eine Bittschrift gegen den Ausschluss christlicher Verbände aus dem Programm Jugend und Sport lanciert. Die Petition «Wir wollen Partner von J+S bleiben» wurde 26 000 Mal unterschrieben und Ende April dem Bundespräsidenten Guy Parmelin überreicht. Laut Homepage der SEA soll in einem nächsten Schritt neben dem BAS-PO auch das Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV) zu Gesprächen eingeladen werden. **NM**

Talente schrieben um Geld oder Leben

TEXTEN. Auch dieses Jahr hat die offene kirche Heiliggeist in Bern zum Schreibwettbewerb «texten» eingeladen. Zum Thema «Geld oder Leben» schrieben jugendliche und erwachsene Autorinnen und Autoren Prosatexte und Gedichte. Ausgezeichnet in der Kategorie «u20» wurde Salome Heiniger. Christian Zingg erhielt den ersten Preis in der Kategorie «ü20», der zweite ging an Peter Fahr und der dritte an Simone Weinmann. **KI**

Keine Predigt mehr durch den Äther

RADIO. Der Verein Kipra (Kirche im Privatradio) hat die wöchentliche Sonntagspredigt auf «Radio Tell – Heimatklang der Schweiz» eingestellt. Dies, weil sich die langjährige Hauptgeldgeberschaft, die Reformierten Landeskirchen Bern-Jura-Solothurn, aus dem Projekt zurückgezogen hat und es nicht gelungen ist, den finanziellen Ausfall zu kompensieren. So schreibt es der Verein in einer Medienmitteilung. Er hinterlässt einen fünfstelligen Schuldenbetrag, seine Zukunft ist noch offen. **HEB**

AUCH DAS NOCH

Zwingli und Luther auf dem Spielbrett

PÄDAGOGIK. Die Reformation gibt es nun auch als Brettspiel. Fünf Figuren, darunter Zwingli, Calvin und natürlich Luther, stehen am Start. Man würfelt sich durch die Zeit der Reformation in der Schweiz und sammelt auf dem Weg zum Sieg historische und theologische Fakten. Lanciert wurde das Spiel von der Pädagogischen Hochschule Freiburg in Zusammenarbeit mit Relimedia (Zürich). Es eignet sich sowohl für den Geschichts- als auch für den Religionsunterricht. Lesen Sie mehr dazu auf: reformiert.info/brettspiel **KI**

Ein Trend in die Vergangenheit

UNVERPACKT/ Läden wie jener von Christine Remund in Biel schiessen zurzeit wie Pilze aus dem Boden. Erfahrene Biolädenleute sehen sich an ihre Aktivistenzeit erinnert.



Zwar läuft Christine Remunds «Portion magique» besser als erwartet – Lohn gabs bisher aber keinen

In diesem Laden animieren die Produkte selbst zum Kaufen. Teigwaren, Linsen, Bohnen, Mehl, Kaffee, Tee, Seifen und Säfte locken unverpackt in grossen Gläsern und Gefässen. Sie können abgefüllt, eingepackt und mitgenommen werden, in mitgebrachten oder vor Ort gekauften Behältern. Es gibt hier also einfach das, was man schliesslich wirklich braucht.

KOSTEN GEDECKT. Seit vergangenem August verkauft Christine Remund in ihrer «Portion magique» in der Bieler Altstadt. Besser als erwartet laufe es, sagt die 51-Jährige. Trotzdem könne sie sich noch keinen Lohn auszahlen; der Umsatz reiche, um die Kosten zu decken. Deshalb schmeisst sie den Laden bisher ganz allein, auch wenn sich oft Personen fürs

Mitarbeiten interessierten. «Ich habe mir ein Jahr gegeben, um dann zu schauen, wie es sich entwickelt», sagt Remund.

Zuvor arbeitete die Betriebswirtschaftlerin über zwanzig Jahre in verschiedenen Positionen bei einer Versicherung. Die Abfallberge der Schweiz störten sie schon lange. Sie bildete sich in nachhaltiger Unternehmensführung weiter und kam schliesslich in Frankreich auf die Idee des Unverpackt-Ladens. «Dort gibt es die schon länger. Ich fand das super, sprach mit Freunden darüber und beschloss, es hier zu versuchen – als bescheidener Beitrag, damit auch andere ihren Abfall reduzieren können.»

Unterdessen führt die «Portion magique» rund 250 Artikel. Von Anfang an entschied sie sich klar gegen Frischpro-

«Ich sehe das als einen bescheidenen Beitrag, damit auch andere ihren Abfall reduzieren können.»

CHRISTINE REMUND



Auch für Einpersonenhaushalte praktisch

dukte, sagt Remund: «Die Infrastruktur dafür wäre deutlich aufwendiger.» Ihre Produkte stammen häufig aus der Region und sind fast allesamt biologisch. Produzenten zu finden, die nicht schon verpackt liefern, sei hingegen nicht einfach. Aber: «Viele sagen, sie fänden es super, und möchten nur noch so liefern.»

ERFOLGREICH GESAMMELT. Christine Remund steckte nur Eigenkapital in ihren Laden. Viele zurzeit entstehenden Projekte suchen hingegen per Crowdfunding übers Internet Geld, erfolgreich etwa in Bern und Basel. Und seit dem ersten Laden in Genf 2015 haben in etlichen Städten weitere eröffnet – erst im März auch ein Franchise-Laden in unmittelbarer Nähe der «Portion magique».

Warum machen das nicht alle etablierten Bioläden? Christian Meier führt in Brugg den Laden «Buono» und ist Berater beim Detaillistenverband Veledes. Er beobachtet den Trend interessiert – und sieht sich an die Bewegung der 80er-Jahre erinnert, die ebenfalls von «der Basis» gekommen sei. Ein Problem sei aber: «Offenverkauf braucht mehr Platz. Ich kann nicht die verpackten Produkte wegnehmen und durch offene ersetzen. Das würde Kunden verärgern», sagt Meier. Zudem schätzt er es als schwierig ein, kommerziell zu werden.

Auch Margrith Nöthiger sieht ein Revival. Das findet sie grundsätzlich «toll». Die 62-Jährige führt den «Integral» in Burgdorf und hat jüngst eine Filiale mit einem Teil Offenverkauf eröffnet. Ganz umzustellen wäre ihr zu aufwendig – «doch wenn ich noch vierzig wäre, würde ich es auch machen». **MARIUS SCHÄREN**

Bericht und Video eines Unverpackt-Ladens in Zürich: reformiert.info/unverpackt

Kürzungen in der Sozialhilfe betreffen auch die Kirchen

KANTON BERN/ In der Sozialhilfe sind Kürzungen geplant. Gemeinden, Fachpersonen und Verbände protestieren deutlich. Die kirchliche Sozialarbeit wäre ebenfalls stark betroffen.

Die Iranerin M.G. hat es geschafft: Ab Herbst wird die alleinerziehende Mutter zu 100 Prozent angestellt sein – und endlich keine Sozialhilfe mehr brauchen. Sie war vor zwölf Jahren in die Schweiz geflüchtet. Mit grossem Einsatz lernte sie ausgezeichnet Deutsch, absolviert eine kaufmännische Ausbildung und möchte gerne Wirtschaft studieren. Dies alles trotz traumatischer Erlebnisse und Bedrohungen. Wie ihre Eltern und Schwestern erlebte sie, was es heisst, mit Sozialhilfe auszukommen: «Es ist schon jetzt schwierig, sauber zu sein. Mit weiteren Kürzungen werden die Leute noch mehr zu Schwarzarbeit oder in Kriminalität gedrängt», sagt sie.

VIEL PROTEST. Mit dieser Aussage steht sie nicht allein da. Fachpersonen und -verbände lehnen die Pläne des Regie-

rungrates Pierre Alain Schnegg (SVP) ab (siehe Kasten). Um mit «Fakten statt Vorurteilen» dagegen zu kämpfen, haben sich drei Organisationen zur Gruppe «verkehrt» zusammengeschlossen: das Forum für kritische Sozialarbeit (Kris), das Komitee der Arbeitslosen und Armutsbetroffenen (Kabba) und der Dachverband Soziale Arbeit Schweiz (Avenir-Social). Die Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe (SKOS) kritisiert, das Problem der Kostensteigerung würde nicht gelöst und der bürokratische Aufwand vergrössert. Und der Verband der Sozialdienste im Kanton Bern (BKSE) rechnet vor, dass der ursprüngliche Sparauftrag – eine Motion von 2012 – durch Massnahmen in den vergangenen Jahren bereits übertroffen worden sei.

Auch in kirchlichen Kreisen zeigt sich Unzufriedenheit. Schon den ersten Vor-

Grundbedarf kürzen, Zulage erhöhen

Zwei Anläufe zur Revision des Sozialhilfegesetzes stiessen bereits auf zu grossen Widerstand. Der aktuelle Vorschlag sieht unter anderem eine Absenkung des Grundbedarfs um zehn Prozent vor, für bestimmte Gruppen sogar um dreissig Prozent. Hingegen soll die kürzlich herabgesetzte Integrationszulage wieder angehoben werden.

DEMONSTRATION. Die Gruppe «verkehrt» ruft zum Protest am 6. Juni um 16 Uhr auf dem Rathausplatz in Bern

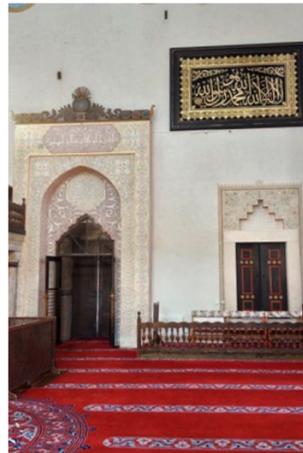
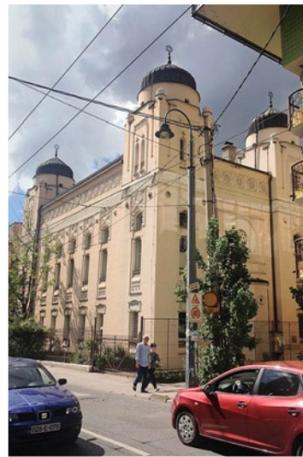
schlag 2015 lehnte die Interkonfessionelle Konferenz mit reformierter, katholischer und jüdischer Vertretung als «stossend, kurzsichtig und menschenunwürdig» ab.

WENIG ZEIT. Das erlebt Daniela Wäfler ganz direkt. Sie ist Präsidentin des Vereins Sozialdiakonie in Bern und arbeitet bei der Kirchgemeinde Johannes. «Bei Leuten, die zu uns kommen, reicht die Sozialhilfe immer öfter nirgends mehr hin», sagt sie. Und die Sozialdiakonie leiste allein mit Zeit und Gesprächen eine Unterstützung, zu der die Sozialdienste der Gemeinden kaum mehr in der Lage seien. Wäfler erwartet, dass diese Dienstleistungen mit den geplanten Kürzungen noch stärker beansprucht würden.

Die Iranerin M.G. kennt zudem das Problem, dass die Anforderungen von Arbeitgebern steigen – aber gerade Sozialhilfebeziehende eher wenig qualifiziert seien. Und sie nennt einen weiteren Faktor: «Die starke Abhängigkeit als Sozialhilfebezügerin erschwert den Aufbau von Beziehungen enorm. Kaum ein Mann will eine Frau, die so abhängig ist.» Umso glücklicher schätzt sie sich, dass sie sich auch in dieser Beziehung befreien konnte. **MARIUS SCHÄREN**

Wenn Religionen Frieden schaffen

DIALOG/ Bosnien-Herzegowina droht im Zustand des Waffenstillstands zu erstarren. In Sarajevo gehen die Religionen auf dem Weg zur Versöhnung voran.



Multireligiöses Sarajevo: Die einstige protestantische Kirche (oben), Synagoge (oben rechts) und Begova-Moschee (Mitte)

Ein unscheinbarer Hauseingang in der Altstadt von Sarajevo. Hinter einer Wohnungstür im zweiten Stock befindet sich das Büro des «Interreligious Council in Bosnia-Herzegowina». Nach dem Krieg mit amerikanischer Hilfe gegründet, ist die Organisation jetzt unabhängig. Zwei Frauen und zwei Männer setzen sich an den Tisch. Sie vertreten die orthodoxe und die katholische Kirche sowie die jüdische und die islamische Gemeinde.

EIN GESPALTENES LAND. «Versöhnungsarbeit braucht Geduld», sagt Olivera Jovanović. Sie ist serbisch-orthodox. «Erst meine Kinder werden die Früchte unserer Arbeit ernten.» Der Glaube gebe Kraft, sich für das Unvollendete einzusetzen und an Rückschlägen nicht zu verzweifeln. Der Rat hat noch nicht alle religiösen Würdenträger für sich gewonnen. So verweigert der katholische Bischof von Mostar die Zusammenarbeit.

Als Hypothek für das Land erweist sich der Vertrag von Dayton, der den Bosnienkrieg 1995 beendete. Er sicherte zwar den Waffenstillstand, nicht aber den Frieden. Das Land blieb gespalten. Das politische System basiert auf Quoten nach ethnischer Zugehörigkeit. Etwa die Hälfte der Bevölkerung wird zu den muslimischen Bosniaken gezählt, ein Drittel sind Serben, fünfzehn Prozent Kroaten. Die Fussballnationalmannschaft kann nur in wenigen Städten spielen, in serbischen Gebieten wird sie ausgepfiffen. Dahinter verbergen sich politische Interessen. Der serbische Landesteil kokettiert mit der Abspaltung. Die Kroaten identifizieren sich ohnehin mit dem kroatischen Team.

In der angespannten Lage braucht der interreligiöse Dialog Mut. Das zeigt sich während des Gesprächs, das am 12. Mai im Rahmen des Besuchs von Kirchenbundspräsident Gottfried Locher stattfindet. Zwei Wochen zuvor sandte der interreligiöse Rat ein starkes Signal aus. Mit dem Bus besuchten Vertreterinnen und Vertreter aller Religionsgemeinschaften Orte, an denen im Zweiten Weltkrieg und im Bosnienkrieg Massaker an Zivilisten verübt worden waren.

Bis zum Zweiten Weltkrieg machten die Juden einen Fünftel der Bevölkerung von Sarajevo aus. Die Muslime hätten Juden vor den Nazis versteckt, erzählen die muslimischen Gastgeber. Die Synagoge zählt zu den grössten Europas. Heute ist die Gemeinde zu klein für einen eigenen Rabbiner. Als am Abend ein Funktionär der muslimischen Gemeinschaft dem jüdischen Gemeindeleiter zufällig auf der Strasse begegnet, wirkt die Begrüssung wie ein Treffen unter Freunden.

An jedem Gedenkort, an dem der Bus hielt, sprach ein Geistlicher, der die Opferseite vertrat, ein Gebet. Eingeladen waren auch Politiker. Die Menschenrechtsministerin und ein Stabsmitarbeiter aus dem serbischen Gebiet kamen. «Die stärkste

Opposition kommt von der Politik», sagt Jovanović. Politiker setzen auf Trennung, um die eigenen Reihen zu schliessen.

«Im Vergleich zur Politik sind die Religionen progressiv», bestätigt Milan Trivić, der den Besuch aus der Schweiz am Nachmittag im Rathaus empfängt. Im Februar wurde der frühere Journalist zum stellvertretenden Bürgermeister gewählt. Der parteilose Serbe attestiert den Muslimen in Sarajevo die «grösste Sensibilität» für das religiöse Miteinander. Die Probleme seines Landes beschreibt er ungeschminkt. Und hält den EU-Beitritt für «die einzige Lösung». Es klingt wie ein Hilferuf. Das Beitritts-gesuch liegt in Brüssel. Zurückgekommen ist vorerst nur ein Fragenkatalog. Nun müssen sich die Politiker zusammenraufen. Sie können nicht in drei Versionen antworten.

Der wirtschaftlich darben-de Staat ist auf Wachstum angewiesen. Doch Geldgeber wollen sich oft Einfluss kaufen. Nachhaltig sind die Investitionen selten. Wie zu gross geratene Geschenke ragen die von amerikanischen oder arabischen Investoren hochgezogenen Hochhäuser in den Himmel über der Stadt, in der die

«Versöhnungsarbeit braucht Geduld. Erst meine Kinder werden die Früchte unserer Arbeit ernten können.»

OLIVERA JOVANOVIĆ

zahlreichen Einschusslöcher an die Belagerung durch serbische Truppen erinnern. Die Belagerung begann im April 1992 und dauerte fast vier Jahre.

Die mit Geld vom Golf finanzierten Einkaufszentren stehen wie Satelliten zwischen sozialistischen Zweckbauten und Palästen aus österreich-ungarischen Zeiten. Die Preise können sich nur Touristen leisten oder jene, die das Glück haben, für eine internationale Organisation zu arbeiten. Und Politiker. Die Korruption wuchert im jungen Land.

DIE ZEICHEN DER HOFFNUNG. Im fragilen Staat ist das Gespräch zwischen den Religionsgemeinschaften existenziell. Das Vertrauen in religiöse Führer sei viel grösser als in die Politik, sagt Igor Kožemjakin, der jüdische Vertreter im Rat. «Das ist unsere Chance.» Er erinnert an den multireligiösen Charakter von Sarajevo. Die katholische und die orthodoxe Kirche stehen in unmittelbarer Nähe, auch die Synagoge ist nicht weit und die Moscheen zahlreich. Im Dezember kommt in der mehrheitlich von Muslimen bewohnten Stadt Weihnachtsstimmung auf, zum Fastenbrechen während des bald beginnenden Ramadan werden selbstverständlich die Nachbarn eingeladen. In Mostar fand es auch schon in der orthodoxen Kirche statt. **FELIX REICH**

Muslimischer Religionsführer anerkennt Glaubensfreiheit

ISLAM/ Die bosnischen Muslime bekennen sich zu Werten wie Religionsfreiheit und Demokratie. Ausgehandelt hat die Botschaft Kirchenbundspräsident Gottfried Locher.



Gottfried Locher, Bakir Izetbegovic und Husein Kavazovic

Müde und erleichtert setzt sich Kirchenbundspräsident Gottfried Locher am Sonntagmorgen ins Flugzeug nach Zürich. Im Gepäck hat er eine Botschaft. Unterschrieben von ihm und Husein Kavazović, Grossmufti von Bosnien-Herzegowina und religiöses Oberhaupt der bosnischen Muslime. «In der Vereinbarung steht mehr, als ich mir auf dem Hinflug hätte träumen lassen», sagt Locher.

In der «Sarajevo Message» bekennen sich die bosnischen Muslime zur Glaubensfreiheit. Bemerkenswert, denn Muslime in islamischen Staaten, die sich vom Glauben lossagen, werden oft verfolgt. Gerungen wurde um die Gleichberechtigung. Nach Verhandlungen bis in die

Nacht vor der Unterzeichnung einigten sich beide Seiten auf «die Gleichheit fundamentaler Rechte» von Mann und Frau.

GESCHENKE AUS KATAR. Im Gespräch vor der Unterzeichnung betonte Kavazović, dass «unsere Zukunft in Europa liegt». Diese Ausrichtung des bosnischen Islam bestätigt Ulrich Rudolph, Professor für Islamwissenschaft in Zürich. Doch er mahnt: «Bosnien ist ein prekärer Fall.» Saudi-Arabien, Türkei oder Iran üben Einfluss aus. Für Kavazović sei das Abkommen mit der Schweizer Kirche «ein Signal nach innen». Er hat einen Partner im Westen. Den Status der Botschaft unterstrich, dass Bakir Izetbegovic, bosniakischer Vertreter im Staatspräsidium, der Unterzeichnung beiwohnte.

Die mit Kongressräumen ausgestattete Bibliothek, wo die «Sarajevo Message» unterschrieben wurde, war ein Geschenk von Katar. Die Vereinnahmung durch islamistische Kräfte versucht Kavazović zu verhindern, indem er nur Imame an bosnischen Moscheen duldet, die an der Islamischen Fakultät in Sarajevo ausge-

bildet wurden. Auch die fünfzehn Imame, die in der Schweiz predigen, brauchen eine Erlaubnis aus Sarajevo.

Locher ist «einem akademisch interessierten Islam begegnet». Er will nun die «evangelische und islamische Theologie miteinander ins Gespräch bringen». Die Botschaft ist für ihn die Vertrauensbasis für die Zusammenarbeit mit den bosnischen Muslimen in der Schweiz. Bildung hält auch Islamwissenschaftler Rudolph für zentral. Er relativiert aber die Brisanz des Abkommens. «Für die meisten Muslime in der Schweiz hat der Grossmufti Selbstverständlichkeiten unterschrieben.» Es gebe bereits viele ähnliche Erklärungen, zum Beispiel der Vereinigung der Islamischen Organisationen in Zürich (Vioz). In dieser Deutlichkeit neu sei einzig das Bekenntnis zur Glaubensfreiheit. «Die stabile Zusage, dass jeder Mensch frei ist, sich zu einem Glauben zu bekennen, wirkt insbesondere für junge Menschen befreiend», sagt Rudolph. **FMR**

Das Interview mit Kirchenbundspräsident Gottfried Locher unter reformiert.info/sarajevomessage

«Katholisch sy, das fägt»

MUSIK/ Simon Hari alias «King Pepe» wuchs freikirchlich auf. Heute singt er als «nicht gläubiger» Reformierter aus dem Bauch heraus über Vorteile der Katholiken.

Sie erlangten als «King Pepe» Bekanntheit und sind zusammen mit Matto Kämpf und Marc Unternährer als «Trampeltier of Love» unterwegs. Warum singen Sie nun «mir wette katholisch sy»?

SIMON HARI: Wir reden relativ häufig über Religiöses. Ansonsten komme ich mit meinen Interessen in diesem Bereich in der Musikszene nicht so zum Zug. Aber Matto Kämpf kann mitreden.

Und warum ist das so häufig ein Thema?

Das hat wohl mit unserer Herkunft zu tun. Wir kommen beide aus dem Berner Oberland, wo es ziemlich viele «Stündeler» gibt. Ich stamme selbst aus einer freikirchlich geprägten Familie. Aber ich mache das heute gerne humorvoll distanziert, mehr gefühlt als überlegt.

Das zeigt auch der Liedtext: Sie wollen den Pontifex verhaufen und sagen zugleich: «Katholisch sy, das fägt». Wo ist da die Logik? Das Lied entstand natürlich nicht aufgrund einer scharfen Analyse. Wir singen

auch, dass der Papst sehr schön angezogen ist – und das finde ich tatsächlich. Aber der Text ist einfach eine Zuspitzung davon, was wir empfinden. Wir spielen mit der Sehnsucht der Reformierten und der Frage: Wie wärs, wenn die Reformation nicht stattgefunden hätte? Wir wären alle katholisch, mit der grösseren Geschichte, schöneren Kleidern, den Farben und Klängen. Es ist ein Belächeln und Beneiden zugleich.

In anderen Liedern machen Sie sich Gedanken über den Umgang mit Ihrem Körper nach Ihrem Tod oder Ihr früheres Bravsein. Sind Sie ein ernster Mensch?

Immer weniger. Biblisch gesprochen, könnte man es als grossen Exodus bezeichnen. Ich wuchs evangelisch-methodistisch auf. Die Bibel galt als von Gott geredet, ohne Geschichtlichkeit. Es gab ein Innen und ein Aussen, zudem bestimmte moralische Vorstellungen, etwa in Bezug auf Sexualität und die Stellung der Frau. Mit etwa zwanzig Jahren löste



Den Papst verhaufen, aber katholisch sein wollen: Simon Haris (rechts) Ambivalenz als Reformierter

ich mich aus der Freikirche. Ich studierte Religionswissenschaft, und heute rufe ich «Go home Zwingli». Es ist also eine grössere Gelassenheit da auch beim Umgang mit Themen, die eher bedrückend sind. Aber mit meinem Werdegang bin ich absolut nicht unglücklich.

Und wie haben Sie es denn heute mit der Religion?

Ich bin nicht gläubig, aber Mitglied der reformierten Kirche – reicht das?

Wenn Sie meinen...

Eine wahnsinnige Befreiung für mich war es, das Heft selbst in die Hand zu nehmen. Anfangs war es extrem schockierend. Ich entzog mir quasi selbst die eigenen Lebensgrundlagen. In meiner

Freikirche hiess es: Wer nicht bei uns ist, stürzt ab. Davor hatte ich Angst. Die ersten Schritte selbst zu machen, war enorm verwirrend. Es half mir dann zu sehen, dass es auch ausserhalb Leute gibt, die Werte meiner Glaubensgemeinschaft vertreten; Werte, zu denen ich heute noch stehen kann. Aber ich bin überzeugt: Die Version von mir mit allen Zweifeln, Abgründen und Schwierigkeiten beim Entscheiden ist die sympathischere als jene, die ich als Mitglied der Freikirche wäre. Auch bezüglich Nächstenliebe glaube ich, besser unterwegs zu sein. Es war nicht der Mensch im Zentrum, sondern Gott. Das geht aber nicht auf.

INTERVIEW: MARIUS SCHÄREN

Videoclip: www.reformiert.info/trampeltier

Simon Hari, 40

Der Musiker «King Pepe» ist auch mit der Band «Trampeltier of Love» mit Marc Unternährer und Matto Kämpf unterwegs. Der ausgebildete Primarlehrer hat Geschichte, Soziologie und Religionswissenschaften studiert. Er lebt mit seiner Familie in Bern und vertreibt die Zeit gerne mit Sticken.

marktplatz.

INSERATE:
info@koemedia.ch
www.koemedia.ch
Tel. 071 226 92 92

NOIVA
SHAPING WORLDS OF PEACE

HOPE MATTERS!

SCHULUNG UND EINSATZ UNTER SYRISCHEN FLÜCHTLINGEN IN JORDANIEN
Bist du bereit, mit der Stiftung NOIVA in einem zweimonatigen Einsatz Hoffnung und Perspektive in den krisengeschüttelten Nahen Osten zu bringen?
3. Sept. bis 27. Okt. 2017 in Amman, Jordanien
Mehr Infos: steps.noiva.ch

Unterwegs zum Du
www.zum-du.ch

Basel: 061 313 77 74
Bern: 031 312 90 91
Zürich: 052 672 20 90
Ostschweiz: 052 536 48 87

persönlich – beratend – begleitend

www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
70 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

5023 Biberstein
062 839 30 90

Radio Freundes-Dienst
Leben für Alle über DAB+
Infos und Programm: radiofd.ch

Zu verkaufen
Hausorgel aus Privatbesitz
2-Manuale, Pedal, 3 Register
Details und Bilder auf
www.web-kiosk.ch/musik

Berlin-Erlebnis-Urlaub oder Teneriffa-Sonnen-Urlaub?
super-ausgestattete Ferienwohnungen, in bester Lage, von Privat, für jeweils bis zwei Personen von nur 350 € bis 420 €/Woche/Wohnung
Infos und Fotos etc. unter: www.Berlincentral-Fewo.com
bzw. www.Teneriffa-Fewo.com und Tel. 0049 17 02 33 14 09.
E-Mail: baerige-Fewos@t-online.de

Das Richtige tun
Wenn Armut tötet

Wir sorgen dafür, dass Arme Zugang zu sauberem Wasser bekommen

Ihre Spende hilft

Jetzt per SMS helfen und 10 Franken spenden: «Armut 10» an 227

CARITAS

Stiftung für Menschen mit seltenen Krankheiten

Eine halbe Million Schweizer leiden an einer seltenen Krankheit, mehr als an Diabetes und Krebs. Herzlichen Dank, dass Sie mit einem Beitrag diesen Menschen helfen!

Unter dem Patronat von Prof. Thierry Carrel und nominiert für den Swiss Charity Award 2012

Spendenkonto
PC 80-151-4 / IBAN CH50 0070 0110 0035 7775 0
Wägistrasse 25 · 8952 Schlieren · Tel. 043 433 86 90
www.stiftung-seltene-krankheiten.ch



Evangelischer Theologiekurs

Neuer Kursstart in Bern
Am 15. August startet ein neuer, dreijähriger Evangelischer Theologiekurs in Bern.
Er richtet sich an Menschen, die sich in lebensbezogener und offener Weise mit Grundfragen der Theologie auseinandersetzen möchten.
Jeweils Dienstags, 17.30–20.30 Uhr (wöchentlich)
Campus Muristalden, Bern
Anmeldeschluss: 01.06.2017

Mit dem E-Bike von Kirche zu Kirche

Natur und Kirchen-Kultur geniessen im regionalen Naturpark Gantrisch – geführt von erfahrenen Guides und kenntnisreichen Kirchenführer/innen.
15.09.2017, 09.45–17.45 Uhr
Start und Ziel: Burgstein-Station
www.gantrisch.ch
Anmeldeschluss: 08.09.2017

Programme und Anmeldung

www.refbejuso.ch/bildungsangebote,
kursadministration@refbejuso.ch
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn
Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,
Telefon 031 340 24 24

Besuchen – Wenn Demenz mit dazu kommt

Besuchsdienst-Zusatzmodul: Einführung Demenz
31.08.2017, 13.30–17.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 17.08.2017

Erzählen – Geschichten erzählen – Lebensgeschichten erzählen

Biografiearbeit mit älteren Menschen.
Würdigen von individuellen Lebensgeschichten.
06.09.2017, 14.00–17.00 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Anmeldeschluss: 15.08.2017

Kollegiales Coaching Altersarbeit

Geleitete Interventionsgruppe: Impulse und Feedback erhalten. Möglichkeit zur Reflexion der eigenen Arbeit, Anregungen und Rückmeldungen erhalten.
Datum nach Vereinbarung
Kontakt: Heidi Minder Jost,
heidi.minder@refbejuso.ch



Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure

POLITIK/ CVP-Präsident Gerhard Pfister debattiert mit Kirchenrätin Esther Straub über christliche Werte.

GESCHICHTE/ Wie das christliche Abendland definiert wurde und welche Politiker es für sich pachten wollten.

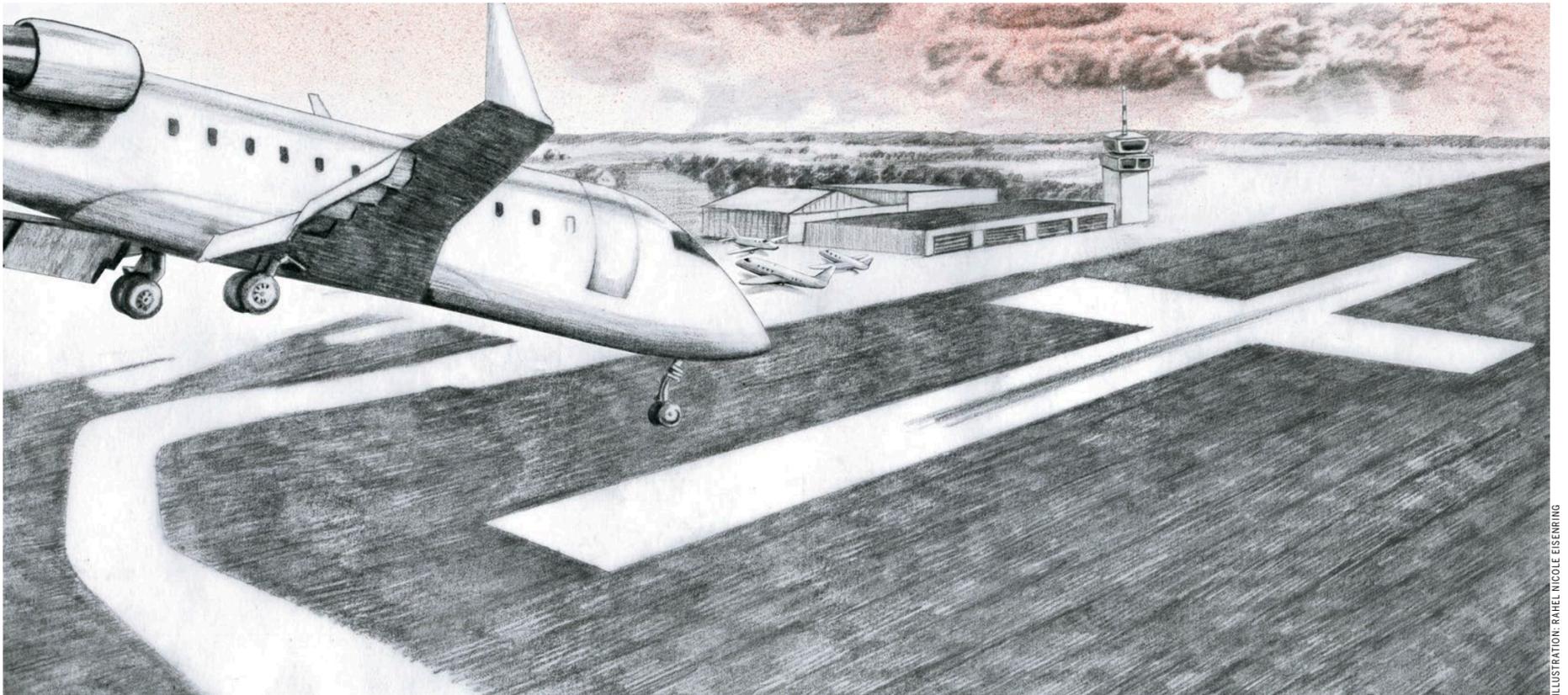


ILLUSTRATION: RAHEL NICOLE EISENING

Gibt es ein christliches Abendland?

UMFRAGE/ Ein Kulturkreis, der Identität stiftet? Ein religiöses Erbe, das die Gesellschaft prägt? Oder bloss ein Schlagwort, das nur noch die Vergangenheit beschwört? Sechs Persönlichkeiten von der Freidenkerin bis zum Freikirchler sagen, was sie mit dem christlichen Abendland verbinden.



«Philosoph Josef Pieper, Mann des Widerstandes im Dritten Reich, definierte «Abendland» als «theologisch begründete Weltlichkeit». Darunter verstand er keinen Gottesstaat, sondern ein ökumenisches Gemeinwesen, in dem das Gewissen als Wert anerkannt bleibt. Historisch grenzte sich das «Abendland» zuerst von der Ostkirche ab, dann vom Islam, im Kalten Krieg vom Kommunismus und Totalitarismus. Der Begriff kann auch missbraucht werden. Die katholische Kirche führte 1453 das Elf-Uhr-Läuten ein als Gebetsaufruf gegen den Vormarsch des Islam. Das ist nicht neu zu aktualisieren, darf aber als Zeichen gegen religiösen Totalitarismus zu denken geben.»

PIRMIN MEIER, 70, historiografischer Autor



«Das Christentum hat Europa geprägt und die europäische Geschichte mehr als ein Jahrtausend lang bestimmt. Begriffe wie «christliches Abendland» und «christliche Werte» hingegen gehören in die Geschichtsbücher, denn die geistige, wissenschaftliche und gesellschaftliche Weiterentwicklung Europas seit der Renaissance beruht auf der zunehmenden Befreiung von diesen Werten. Der von Konservativen beschworene «Untergang des christlichen Abendlandes» hat also längst stattgefunden – und das ist gut. Denn nur so konnte eine offene Gesellschaft mit moderner Rechtsstaatlichkeit entstehen, in der jeder Einzelne über sein Leben selbst bestimmen kann.»

RETA CASPAR, 60, Redaktorin «frei-denken», Freidenker-Vereinigung der Schweiz



«Wir leben in einer Gesellschaft, die sehr viele gemeinsame Werte wie Nächstenliebe, Solidarität, Hilfsbereitschaft und Freiheit teilt. Alle Religionen tragen diese wichtigen und grundlegenden Werte mit. Ein friedliches Zusammenleben findet statt, wenn jeder seine Überzeugung frei ausleben darf. Ob nun mehrheitlich christlich in der Zahl, konfessionslos, muslimisch oder jüdisch, alle begegnen sich mit Respekt. Das Abendland hat das Christentum vor langer Zeit übernommen und wurde dadurch geprägt. In den letzten Jahrhunderten wurde diese Gesellschaft auch durch viele positive Beiträge von Akteuren mit neuen Gedankenströmen beeinflusst und geformt.»

MONTASSAR BENMRAD, 50, Präsident der Föderation islamischer Dachorganisationen der Schweiz (FIDS)



«Das christliche Abendland gab es einmal, heute ist der Begriff nicht mehr geeignet. Er wird nicht mehr verstanden oder tendenziös nationalistisch verwendet. Zum Glück sind die Zeiten vorbei, als die Obrigkeit darüber befand, was die Bevölkerung zu glauben hat. Schliesslich besteht gerade auch aufgrund der gewährten Glaubensfreiheit ein Nebeneinander der Religionen. Dies ändert aber nichts an der Tatsache, dass vieles im heutigen Europa im christlichen Glauben begründet ist und dass christliche Werte Westeuropa bis heute zutiefst positiv prägen: unser Rechtsstaat, Sozialsystem und Werte wie Verlässlichkeit, Selbstbeschränkung und Solidarität.»

MARC JOST, 43, Generalsekretär Schweizerische Evangelische Allianz



«Vor einigen Jahrhunderten hätte ich die Frage mit «Ja» beantwortet. Heute leben wir aber in Europa auf der Grundlage der Werte der Aufklärung in säkularen Rechtsstaaten. Deshalb ist die Schweiz kein christliches Land, wohl aber christlich geprägt. Ausdruck davon sind etwa Weihnachtsbeleuchtungen in jeder Stadt, christliche Gottesdienste an Radio und TV, Weihnachtsmusik am staatlichen Radio, staatliche arbeitsfreie Tage an Sonn- und christlichen Feiertagen. Ich habe kein Problem damit, auch nicht mit Symbolen, die auf diese Prägung verweisen, etwa Gipfelkreuze. Entscheidend ist, dass heute im «Abendland» jeder seine Religion frei leben kann.»

HERBERT WINTER, 71, Präsident Schweizerisch Israelitischer Gemeindebund



«Christen aus Afrika kommen zu uns und fragen: «Wo sind die Gläubigen? Sollen wir euch das Christentum bringen?» Wir erleben aber auch Christinnen aus fremden Umfeldern, die vor Glück fast weinen, wenn sie sich hier frei bewegen können. Ich beobachte, dass die Frage nach einem «christlichen Abendland» von Fremden, die auf ein christliches Abendland zu treffen hoffen, als eine Frage nach dem gelebten Alltag empfunden wird. Es vermischen sich kulturelle Sichten mit religiösen Werten. Als Hauptmerkmale eines christlichen Abendlandes nennen sie oft Toleranz und die Akzeptanz der Kirchen. Und deshalb ja: Das christliche Abendland gibt es.»

CLAUDIA BANDIXEN, 60, Direktorin des evangelischen Missionswerks Basel Mission 21

Von Grenzen, Werten und Ängsten

DEBATTE/ Taugt das christliche Abendland für die politische Diskussion? CVP-Präsident Gerhard Pfister und Pfarrerin Esther Straub streiten über Freiheit und Heimat, den Rechtsstaat und die christlichen Werte.

Sollte man den Begriff christliches Abendland als politische Vokabel streichen?

GERHARD PFISTER: Nein. Der Begriff taugt für die politische Debatte. Er umschreibt präzise die Prägung und die Herkunft unseres Rechtsstaates.

Wie ist der Rechtsstaat mit dem Christentum verbunden?

PFISTER: Es gibt eine Ideengeschichte, die sagt: Aufklärung ist gegen das Christentum entstanden. Dem widerspreche ich. Im Dialog mit den christlichen Wurzeln hat sich die Aufklärung weiterentwickelt und dabei auch rechtsstaatliche Prinzipien erarbeitet.

«Der säkulare Rechtsstaat hat sich nur in Gebieten durchgesetzt, in denen eine christliche Kultur blühte. Das ist eine Tatsache.»

GERHARD PFISTER

Mit einem christlichen Geburtsschein für die Menschenrechte und Rechtsstaat verlieren diese an universaler Ausstrahlung.

PFISTER: Tatsache ist, dass sich der säkulare Rechtsstaat nur in Gebieten durchgesetzt hat, wo eine christliche Kultur blühte. Ich halte nichts davon, dass man sich fremdschämt für die eigene Herkunft.

Können Sie, Esther Straub, dieser These, dass Christentum und Rechtsstaat eng verknüpft sind, zustimmen?

ESTHER STRAUB: Es gibt Verbindungen, doch das bedeutet nicht, dass der Rechtsstaat christlich definiert ist. Wir sollten uns fragen, welche Assoziationen beim Begriff Abendland mitschwingen. Durch seine Geschichte hindurch diente er der Abgrenzung von anderen Kulturen – vom «Morgenland», von der griechischen Ostkirche, vom Islam. Und heute greift Pegida diesen Begriff in nationalistischer und rassistischer Weise auf.

Sehen Sie auch positive Aspekte mit dem Abendland verbunden?

STRAUB: Ich finde die Kombination der beiden Begriffe problematisch. Abendland ist eigentlich ein geografischer Begriff, da könnte man auch von Europa reden. Und christliches Abendland suggeriert eine geeinte Grösse, obwohl die Konfessions- und Nationalkriege ein anderes Bild zeichnen. Es ist ein Begriff, welcher der Wirklichkeit nicht gerecht wird.

Aber das Abendland hat mit dem mediterran-römischen Erbe auch eine grenzüberschreitende Dimension.

STRAUB: «Abendland» assoziiert Grenzziehung zum «Morgenland»: die morgenländische Glaubensspaltung, die Kreuzzüge, der Eisenerne Vorhang im Kalten Krieg. Und heute wird der Begriff gebraucht, um sich von der islamischen Welt zu distanzieren.

PFISTER: Hinter solchen Worten verbirgt sich eine unglaubliche Angst, zu dem zu stehen, was die Werte geprägt hat. Man redet schnell von Abgrenzung. Indes ist das Bekenntnis, dass unsere Gesellschaft christlich geprägt ist, weder abgrenzend noch ausgrenzend.

STRAUB: Zu Werten und Prägungen zu stehen, damit habe ich kein Problem. Wenn wir beim Wertebegriff sind: Werte gehören nicht wie Normen zum Rechtsstaat. Wir können uns Werte, die uns geprägt haben, neu aneignen oder uns von ihnen distanzieren – im Dialog mit anderen. Wesentlich ist für mich, dass wir nicht der Meinung sein sollten, wir würden bestimmte Werte besitzen und hätten ein Monopol auf sie. Statt aus einer Verteidigungshaltung eine Wertedebatte zu führen, sollten wir uns austauschen und Interesse zeigen an dem, was anderen wichtig ist.

Mehr dialogisch die Wertedebatte führen: Was meinen Sie dazu, Herr Pfister?

PFISTER: Wer hat schon etwas gegen Dialog. Aber es gibt Gruppen, die das Gespräch verweigern. Vor allem da, wo eine Gruppe im Namen ihrer Werte oder noch schlimmer im Namen ihres Glaubens den Anspruch erhebt, rechtsstaatliche Regeln nicht zu akzeptieren, wird jeder Dialog überflüssig. Hier sind Gesellschaft und vor allem die Politik gefordert, die Einhaltung der Regeln einzufordern.

Sie spielen auf islamistische Gruppen an?

PFISTER: Natürlich. Aber auch rechts- oder linksextreme Gruppen sind damit gemeint. Ich stelle bei vielen ein problematisches Verhältnis zum Rechtsstaat fest.

STRAUB: Dass die Einhaltung rechtsstaatlicher Normen Grundvoraussetzung für das gesellschaftliche Miteinander ist, bestreitet niemand.

PFISTER: Doch, das bestreiten sehr viele in diesem Land. Es wird auch bestritten, dass dies überhaupt ein Problem ist. Damit ist der Fehler, den Frankreich und zum Teil auch Deutschland gemacht haben, programmiert. In Frankreich, in Belgien ebenfalls, gibt es gewisse Regionen, in denen der Rechtsstaat ausser Kraft gesetzt wurde. Wenn man sich scheut, die Wertedebatte zu führen, fördert man diese problematischen Tendenzen auch bei uns.

Wenn Sie die Beispiele Frankreich oder Belgien erwähnen, heisst es doch umgekehrt: In der Schweiz funktioniert die Eingliederung der Einwanderer besser.

PFISTER: Ja, das stimmt. Weil wir eine offene Gesellschaft sind, weil wir schon früher über die Werte diskutiert haben und weil wir eine restriktive Einwanderungspolitik haben.

Frau Straub, wie stellt sich nun in Ihrer Gemeinde, dem multikulturellen Zürcher Stadtteil Schwamendingen, die Situation dar?

STRAUB: Im Kopf von vielen herrscht das Vorurteil, Schwamendingen sei wegen seiner Multikulturalität ein gefährliches Quartier. Das Gegenteil ist der Fall: Schwamendingen weist in der Stadt Zürich eine der tiefsten Kriminalitätsraten auf. Es ist ein Beispiel gelungener Integration.

PFISTER: Da gehe ich mit Ihnen völlig einig. Die Schweiz ist in Europa die Gesellschaft mit der höchsten Integrationskraft. Das haben wir dem Festhalten an einer sogenannten restriktiven Migrationspolitik

zu verdanken. Jedes Bemühen, bei der Ausländergesetzgebung konsequent zu sein, wird von der Linken torpediert.

Wo spüren Sie, Herr Pfister, dass christliche Werte in Gefahr geraten?

PFISTER: Als Politiker habe ich rechtsstaatliche Werte zu verteidigen. Viele Leute sind besorgt, dass hier Menschen eingewandert sind, die die Regeln des Rechtsstaates nicht befolgen wollen. Es geht beispielsweise nicht, dass man sich in einem Land, wo die allgemeine Schulpflicht gilt, aus dieser herausstiehlt.

STRAUB: Schauen wir doch in die jüngere Geschichte zurück: Bis in die Neunzigerjahre hat die Politik in der Schweiz vielen Saisonier-Kindern den Schulbesuch verunmöglicht. Und jetzt sagen Sie, es geht nicht, dass sich Ausländer aus der Schulpflicht stehlen. Entsteht aus den gleichen Werten unterschiedliches politisches Handeln? Warum haben wir denn damals trotz christlicher Werte nichts dafür getan, dass Kinder von Saisoniers die Schule besuchen konnten und sich nicht verstecken mussten?

PFISTER: Hier muss man nicht mit christlichen Werten argumentieren, sondern mit den Werten des Rechtsstaates.

STRAUB: Wofür Einzelne einstehen, das hat mit Werten zu tun. Doch Sie verbinden den Rechtsstaat mit christlichen Werten, obwohl in einer pluralen Gesellschaft nicht nur Christinnen und Christen bestimmen, welche Normen gelten.

PFISTER: Das habe ich auch nie behauptet. Ich habe nur gesagt, dass christliche Werte den Rechtsstaat geprägt haben. Das ist meine These. Der Rechtsstaat muss sich durchsetzen, was er leider nicht in allen Bereichen tut.

Handelt es sich bei diesen Rechtsstaat-Verweigerern nicht um eine sehr kleine Gruppe innerhalb unserer Gesellschaft?

PFISTER: Gegenfrage: Haben Sie den Eindruck, weil es in der Wirtschaft einige wenige Manager mit den Boni übertrieben haben, hätte man die Minder-Initiative nicht annehmen sollen?

STRAUB: Wollen Sie die Regulierung von Managerlöhnen in Analogie setzen zum Burkaverbot und meinen damit: Auch wenn es nur einzelne Frauen sind, die in der Schweiz eine Burka tragen, verbieten wir sie?

PFISTER: Tatsächlich bin ich für ein Burkaverbot, weil es da um ein fundamentales Freiheitsrecht der Frauen geht. Dies nun von einer Quantität abhängig zu machen, halte ich für einen gefährlichen Relativismus.

STRAUB: Wenn es um die Gleichstellung der Frau geht, sind andere Fragen dann doch bedeutsamer wie beispielsweise die Lohngleichheit.

Welche Grenzen diktiert das «C» im CVP-Parteinamen?

PFISTER: Unsere Werte basieren auf den Menschenrechten und dem Rechtsstaat.

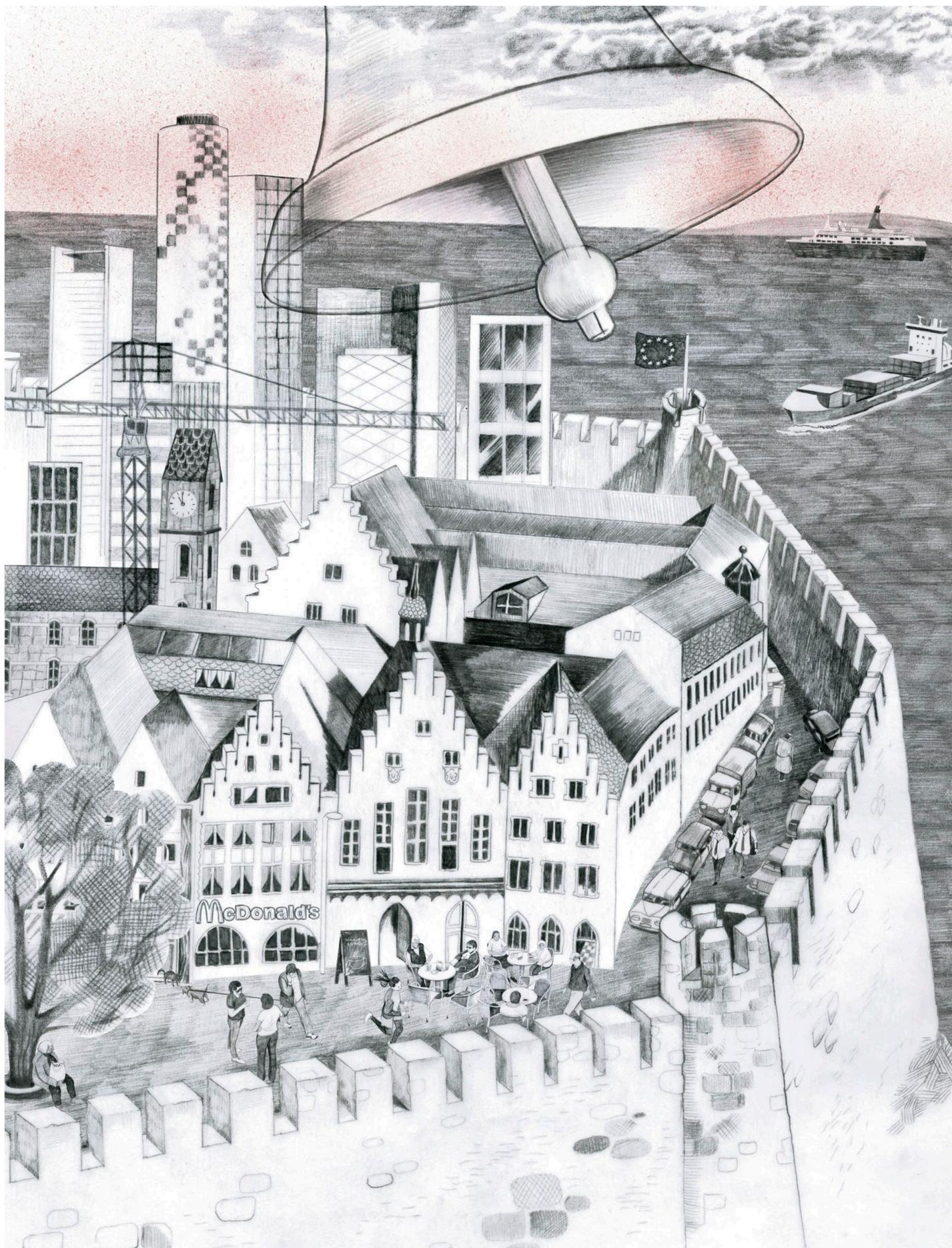
STRAUB: Keine Partei stellt den Rechtsstaat infrage. Und ausser der SVP, die mit der Völkerrechtsinitiative den Rechtsstaat über die Menschenrechte stellt, stehen auch alle Parteien vorbehaltlos hinter den Menschenrechten. Insofern sind sie nicht spezifisch für Ihre Partei, die CVP.

PFISTER: Ja, aber das Spezifische der CVP zeigt sich in ihren politischen Entscheidungen. Vermutlich ist auch keine andere Partei gegen Freiheit oder Gerechtigkeit. Insofern können Sie nicht von unseren Idealen, die sich auf die christliche Tradition unseres Landes berufen, behaupten, wir hätten einen Exklusivitätsanspruch. Das haben wir nicht. Ebenso erwarten wir auch nicht, dass uns das ganze Land zustimmt. Es ist einfach so, dass etliche Menschen sich Sorgen machen.

STRAUB: Sie sprechen einen wichtigen Punkt an. Ein christlicher Wert ist doch gerade die Sorglosigkeit: Sorget euch nicht! In Gelassenheit aufeinander zugehen: Das wäre doch eine Haltung, die unserer Gesellschaft guttäte.

Wie können sich christliche Werte in der Gesellschaft durchsetzen?

PFISTER: Indem man Freiheitsrechte garantiert, oder indem man so weit wie



möglich versucht, Gerechtigkeit herzustellen. Die Art und Weise, wie unser Rechtsstaat ausgerichtet ist, ist die politische Konkretisierung des Christentums. Und das gelingt in unserem Land recht gut, sonst wäre die Schweiz nicht eine der freisten und gerechtesten Gesellschaften, die es gibt.

STRAUB: Und genau diese Formulierung, der Rechtsstaat sei die Konkretisierung des Christentums, schliesst aus, dass Bürgerinnen und Bürger, die sich nicht als christlich verstehen, diesen Rechtsstaat anerkennen können. Ist es nicht vielmehr so, dass der Rechtsstaat die Konkretisierung der Normen ist, auf die sich die Menschen, die in diesem Land leben, demokratisch einigen? Unabhängig von ihrer Religion?

PFISTER: Mag sein, aber es bleibt dennoch eine Tatsache, dass es in keiner nichtchristlichen Kultur einen säkularen Rechtsstaat gibt.

Sie sagen, der Islam gehöre nicht zur Schweiz, die Muslime schon. Das ist paradox.

PFISTER: Ich habe damit auf die Frage geantwortet: Was hat unser Land geprägt? Selbstverständlich hat uns das Christentum geprägt, nicht der Islam. Dennoch gehören die Muslime zu unserer Gesellschaft, nicht aber der Islam.

STRAUB: Auch wenn unser Land christlich geprägt ist – und ich bin meist stolz darauf – müssen wir diese Prägung doch nicht wie einen Besitz verteidigen. Es geht vielmehr darum, dass alle Menschen, die in diesem Land leben, mit ihren Haltungen und ihrem Engagement die Gesellschaft gemeinsam weiterentwickeln. Dass wir miteinander im Diskurs sind und Normen aushandeln und festlegen.

«Natürlich ist unser Land christlich geprägt. Aber wir müssen unsere Werte nicht gegenüber anderen wie einen Besitz verteidigen.»

ESTHER STRAUB

PFISTER: Da widerspreche ich Ihnen nicht. Im Gegensatz zu Ihnen erlebe ich aber diese Diskussion nicht als Abgrenzung. Was man meiner Meinung nach unterschätzt, ist, dass der Mensch Heimat braucht. Je globaler die Welt, desto wichtiger die Selbstvergewisserung in einer Heimat und in kulturellen Werten. Die Frage nach Verwurzelung, nach Identität wird wieder wichtiger, weil sie von der technologischen und wirtschaftlichen Entwicklung eingebettet wurden.

Wie sehen Sie das als Pfarrerin und Seelsorgerin?

STRAUB: Aus theologischer Sicht gibt es für das Bedürfnis nach Identität keine einfache Antwort. Gott ist eben gerade kein Identitätsstabilisator. Das Revolutionäre an der christlichen Botschaft, wie Paulus sie verkündet hat, ist doch, dass die Glaubensidentität von anderen Identitäten losgelöst ist. Sie sprengt nationale Identitäten oder Geschlechteridentitäten, überwindet Klassenunterschiede und verbindet uns zu einer universalen Gemeinschaft. Der Gekreuzigte lässt uns erkennen, dass wir nicht im Besitz der Wahrheit sind, und fordert uns auf, unsere Wahrheitsansprüche infrage zu stellen und Werte neu zu reflektieren. Es gibt nichts Kritischeres als das Kreuz, das die Weisheit der Welt zur Torheit macht. Christlich, sich dem Unerwarteten aussetzen und auf den Anderen und die Andere zuzugehen.

INTERVIEW: DELF BUCHER, KATHARINA KILCHENMANN

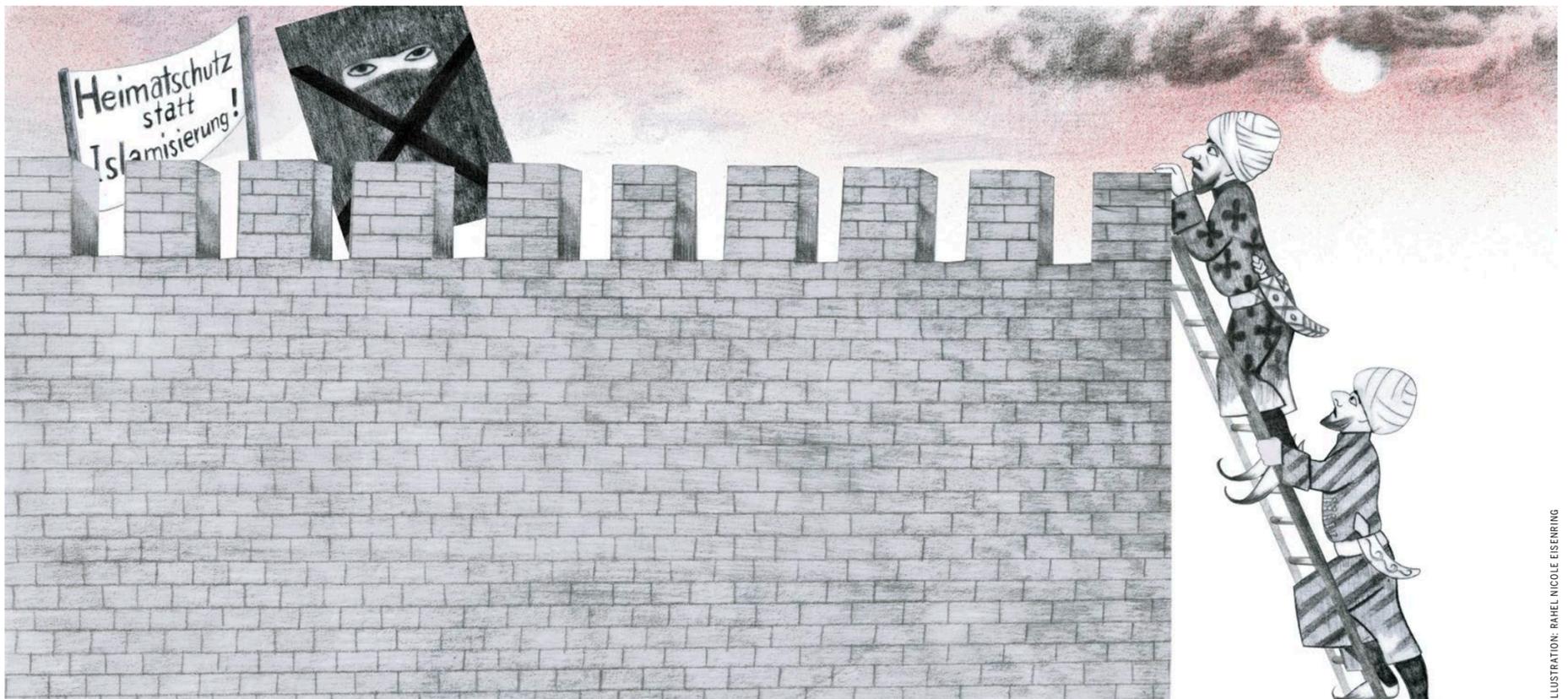


ILLUSTRATION: RAHEL NICOLE EISENRING

Geboren aus dem Konflikt mit den Türken

GESCHICHTE/ Mit der türkischen Belagerung von Wien wurde aus dem Begriff «christliches Abendland» ein europäisches Bewusstsein.

1453 eroberten die Osmanen Konstantinopel – die Hauptstadt des griechischen und orthodoxen Byzanz. Der Fall Konstantinopels bedeutete den endgültigen Aufstieg des osmanischen Reiches zu einer Grossmacht und den Untergang des byzantinischen Reiches.

Erst mit diesem Ereignis konnte eine einheitliche Vorstellung vom christlichen Abendland entstehen. Denn bisher hatte sich das christliche Europa als lateinische Christenheit verstanden und sich bewusst von den orthodoxen Ostkirchen abgegrenzt. Es galt die Formel: Rom gegen Konstantinopel.

Der alte griechisch-lateinische Gegensatz wurde mit dem Ende des byzantinischen Reiches hinfällig. «Die Begriffe «lateinische Christen» und «Europäer» werden zusehends zur Deckung gebracht als eine politisch-religiöse Kennzeichnung», schreibt der deutsche Historiker Dieter

Mertens in einem Artikel. Denn mit dem Vormarsch der Türken blieb nur noch eine der fünf kirchlichen Verwaltungseinheiten, der sogenannten Patriarchatskirchen, auf christlichem Boden übrig. Der Bischof von Rom, der Papst also, wurde somit definitiv zur Leitfigur des christlichen Abendlandes. Die Kirchen Jerusalems, Alexandrias, Antiochas und Konstantinopels hingegen waren unter osmanischer Herrschaft.

Mit den beiden türkischen Belagerungen von Wien 1529 und 1683 verwandelte sich das «christliche Abendland» zunehmend in eine Kampfansage gegen die Türken. Europa als Sitz einer Christenheit sei als Gegenbegriff zu den Türken entworfen worden und sei so «eines der nachhaltigsten Konstrukte der Türkengefahr» geworden, schreibt die Historikerin Almut Höfert in ihrem Buch «Den Feind beschreiben». **NM**

Wie ein Kampfbegriff Frieden schaffte

POLITIK/ Adenauer und de Gaulle liebten die Rede vom Abendland als Parole für Europas Einheit, aber auch für die Kalte-Krieg-Rhetorik.

Die faschistische Abendland-Ideologie lag mit dem Untergang des Nazi-Reichs in Trümmern. Der Abendlandbegriff stand dennoch als Ersatzideologie für die Deutschen hoch im Kurs – nun mit christlichen Vorzeichen. Besonders der katholische Bundeskanzler Konrad Adenauer streute oft in seine Reden den Begriff des «christlichen Abendlands» ein. Er fand in Charles de Gaulle einen idealen Bundesgenossen. Der französische Präsident, der ab 1959 zehn Jahre regierte, berief sich ebenfalls gerne auf das Abendland, um die Franzosen für seine Vorstellung von einem «Europa der Vaterländer» zu gewinnen. Im Abendlandbegriff verschmolzen christliche Werte mit dem Erbe der Antike. Ausserdem diente er in Zeiten des Kalten Krieges zur klaren Abgrenzung vom atheistischen Ostblock.

Schon vor de Gaulles Präsidentschaft spurte der französische Aussenminister

Robert Schuman mit der Gründung der Montanunion für die Schwerindustrie die europäische Einheit vor. Auch Schuman war stark katholisch geprägt. Der endgültige Grundstein für die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) ist mit den 1957 unterzeichneten Römischen Verträgen 1957 gelegt worden.

Die Ratifizierung war für die regierenden italienischen Christdemokraten ein willkommenes Symbol. Das zeigt, wie das römisch-christliche Erbe zur Leitidee Europas avancierte. Die vielen katholischen Akteure illustrieren: «Christliches Abendland» hatte in der Nachkriegszeit einen katholischen Oberton, der sich als Kampfbegriff auch gegen die Säkularisierung wendete. Die weltanschauliche Klammer half indes, einen noch nie dagewesenen Frieden in Westeuropa hervorbringen – eine Erfolgsgeschichte, die nun seit sieben Jahren dauert. **BU**

Sein Untergang war ein Bestseller

BUCH/ Vor hundert Jahren schrieb Oswald Spengler sein Buch vom Untergang des Abendlandes. Der Titel wurde zum geflügelten Wort.

«In diesem Buche wird zum ersten Mal der Versuch gewagt, Geschichte vorzubestimmen.» Mit diesem selbstbewussten – allerdings falschen – ersten Satz erschien 1917 und 1922 «Der Untergang des Abendlandes». Das Buch, 1250 Seiten dick, wurde zum Bestseller im pessimistisch gestimmten Nachkriegsdeutschland. Es verkaufte sich rund 400 000 Mal und ist weiterhin lieferbar.

Geschichte wird deshalb vorausbestimmt, weil Autor Oswald Spengler Schluss macht mit dem Fortschrittsglauben. Für ihn entwickelt sich die Geschichte nicht linear, sondern in Kreisläufen, im andauernden Aufstieg und Niedergang von Kulturen. Jede Hochkultur erlebe Frühling, Sommer, Herbst und Winter: Sie entsteht, reift, vergeht und wird am Ende durch eine neue Hochkultur abgelöst. Acht solcher Kulturzyklen gab es laut Spengler bisher auf der Erde,

die Ägypter und Kreter waren die Ersten, die abendländische Kultur sei die letzte.

Diese Hochkultur, vor tausend Jahren entstanden, steuere nun auf ihren letzten Kampf zu: dem von Geld und Blut. Die Diktatur des Geldes, und die Demokratie als ihre politische Waffe, würden abgelöst durch Demagogen und Diktatoren. Zehn Jahre nach seinen Worten kam der Nationalsozialismus an die Macht. Spengler hielt das Kabinett Adolf Hitlers zwar für ein «Faschingsministerium», aber im faschistischen Diktator Mussolini sah er seine Theorie bestätigt.

Besonders christlich war Spengler übrigens nicht. Er hielt das Christentum für eine orientalistisch-arabische Sekte des Judentums. Auch Religion betrachtete er kritisch. Religion erscheine am Ende einer Hochkultur, wenn sich Menschen in ihr Schicksal ergeben. In dieser Phase sei sie nicht mehr zukunftsfähig. **RK**

Ein Mythos wird zum politischen Schlagwort

POPULISMUS/ In der Flüchtlings- und Migrationsdebatte inszenieren sich rechte Politiker gerne als Ritter und Retter des Abendlands.

Das «christliche Abendland» ist zu einem politischen Kampfbegriff geworden. Er soll signalisieren: Hier gilt es, eine geistige und kulturelle Heimat zu verteidigen; gegen die zuwandernden Menschen muslimischen Glaubens, gegen den «morgenländischen» Islam.

In der jüngeren Schweizer Vergangenheit war es der Rechtspolitiker James Schwarzenbach, der die Identitätsfrage erstmals mit einem Schlagwort bewirtschaftete: Er foht gegen die «Überfremdung». Seine Volksinitiative hatte 1970 die italienischen Gastarbeiter im Visier. Diese galten als kulturell andersartig und schlecht integrierbar, gehörten aber doch zur christlichen Sphäre.

Heute stehen muslimische Einwanderer im Brennpunkt. Ihr Fremdsein definiert sich unter anderem über eine fremde Religion. Damit weitete sich vorab in konservativen bis rechtspopulistischen

Kreisen Europas die kulturelle Kampfzone fast mythisch aus: Die Rede ist nun vom «christlichen Abendland», das es zu bewahren gelte.

Dieser Begriff taucht im politischen Diskurs in unterschiedlichen Abwandlungen und Temperierungen auf. Die SVP bekennt sich in ihren Positionen zur «christlich-abendländischen Kultur der Schweiz», und die bayrische CSU fordert «Vorrang für Zuwanderer aus unserem christlich-abendländischen Kulturkreis». Die Dresdener Pegida-Bewegung und die Partei «Alternative für Deutschland» sehen sich ebenso als Verteidiger des christlichen Abendlands wie der ungarische Ministerpräsident Viktor Orban. Und Front-National-Chefin Marine LePen sagte 2014 über den russischen Präsidenten Wladimir Putin: «Er ist ein echter Patriot. Mit ihm können wir die christliche Zivilisation retten.» **HEB**

Friede in Allah und Gott

NIGERIA/ Im Dorf Gurku leben Muslime und Christen friedlich zusammen. Obwohl im Land Islamisten wüten und Misstrauen die Bevölkerung spaltet.

Sand wirbelt zwischen den beigen Hütten auf. Die Sonne brennt auf die Wellblechdächer der Siedlung unweit der nigerianischen Hauptstadt Abuja. Rund 1000 Menschen zählt Gurku, eines der wenigen interreligiösen Flüchtlingsdörfer im Land. Hier leben Muslime und Christen zusammen. In einem schweren Schicksal vereint – weil sie sich weigerten, die extremistische Glaubensauffassung der Kämpfer der islamistischen Terrormiliz Boko Haram anzunehmen. Das Zusammenleben der beiden Religionen in Gurku ist angesichts der politischen Lage Nigerias ungewöhnlich. Im christlich dominierten Süden des Landes sitzt das Misstrauen gegenüber Muslimen tief. Zu verheerend ist die Verwüstung, die Boko Haram im Namen des «heiligen Kriegs» über Nigeria gebracht hat.

AUF DER FLUCHT. Die Anhänger der terroristischen Organisation ziehen seit Jahren durchs Land, brennen Dörfer und Felder ab, ermorden Männer vor den Augen ihrer Familie, beuten Frauen aus und missbrauchen selbst Kinder, indem sie sie als Selbstmordattentäter einsetzen. Sich zu wehren, war und ist zwecklos, mehr als 2,5 Millionen Nigerianerinnen und Nigerianer blieb nichts als die Flucht.

Seit mehr als drei Jahren ist Ibrahim Dauda unterwegs. Der 41-Jährige und seine Familie sind in Gurku nun sicher. Aber noch keineswegs angekommen. Wie die meisten nigerianischen Binnenflüchtlinge wollen sie hier auch gar nicht bleiben. Sie wollen zurück in ihr Heimatdorf im Nordosten. Dorthin, wo Ibrahim Dauda am 6. Januar 2014 am helllichten Tag überfallen wurde und er schliesslich flüchten musste.

Zusammen mit einem Freund war er auf dem Weg in die Stadt Maiduguri, als zwei Männer ihren Pick-up anhielten. «Wir wollten dort die Einladungskarte für einen Benefizanlass der Kirche drucken lassen. Doch so weit kam es nicht.» Den Freund am Steuer hätten die Kämpfer, die offensichtlich zu Boko Haram gehörten, geknebelt und auf die Ladefläche bugsiert, und ihn hätten sie in ihre Mitte gezwängt. «Eingeklemmt zwischen den beiden Bewaffneten ging die Fahrt weiter. Wohin, wusste ich nicht. Doch ich hatte eine Vermutung. Und mir war klar: Dorthin lasse ich mich nicht verschleppen.» Die Kämpfer steuerten wohl in Richtung des Sambisa-Waldes, wo das Hauptquartier der Terrormiliz Boko Haram versteckt liegt. «Mir gelang



Das Dorf Gurku, geprägt von den Schicksalen geflüchteter Christen und Muslime

es, den Beifahrer zu überrumpeln, ihm die Waffe zu entwinden und aus dem Auto zu springen. Dann rannte ich los», erzählt Ibrahim.

Der Glaube hilft Tausenden von Menschen wie ihm, mit dem Erlebten umzugehen. Ob christlich oder muslimisch: Der Glaube ist fester Bestandteil des

«Vielleicht ist unser Leben eine Prüfung. Aber eines Tages wird es uns besser gehen. Wir müssen endlich vergeben und vergessen.»

JOHN HZARUWA

nigerianischen Alltags. Und Gottes Wort scheint in diesem von der wirtschaftlichen Depression geschwächten Land verlässlicher zu sein als andere Instanzen. Chaotisch ist die Situation im Land. Und die Versorgung der Binnenflüchtlinge, wie sie in Gurku leben, scheint für Staatsoberhaupt Muhammadu Buhari

neben dem Krieg gegen Boko Haram höchstens zweitrangig zu sein. So ist es schier unmöglich, in Gurku eine neue Existenz aufzubauen.

LEBEN HEISST GLAUBEN. Ibrahim Dauda seufzt. Neben ihm unter dem Mango- baum sitzt der etwas ältere Musa Medugu. Der Abend bricht an. Knatternder Motorenlärm stört auf einmal die Ruhe auf dem Dorfplatz. John Hzaruwa braust an, bremst und schwingt sich von seinem Motorrad. Er lässt sich neben Ibrahim auf die Bank fallen: «Wie geht es?» – «Es ist ein gesegneter Tag», antwortet Ibrahim, und Musa nickt. Auch für John ist alles in Ordnung. Er gebe Gott die Ehre, sagt er.

Was wie eine Floskel klingt, macht das Leben der drei Männer aus: Ihr Alltag ist geprägt von ihrem Glauben. «Vielleicht ist unser Leiden eine Prüfung. Aber eines Tages wird es uns besser gehen», sagt John. «Wir müssen endlich vergeben und vergessen. Das ist alles, was wir im Moment tun können.» VALENTINA KOBİ

Junge Berner berichten aus Nigeria

Die Nigerianische Kirche für Geschwister ist eine Partnerkirche von Mission 21. Drei Mitglieder des Theaterensembles der reformierten Kirchgemeinde Bern-Johannes statteten der Kirche in Afrika einen Besuch ab, darunter auch die Autorin Valentina Kobi und der Fotograf Jonathan Liechti (s. Haupttext). Sie tauchten ein in den religiösen Alltag in der Stadt und auf dem Land. Daraus entsteht nun eine Fotoausstellung, die im Herbst 2017 im Rahmen der Theaterproduktion «Lied einer neuen Welt» in Bern gezeigt wird.

www.theaterensemble.ch

KINDERMUND



ILLUSTRATION: RAHEL NICOLE EISENBERG

VON TIM KROHN

Was wir sehen, wenn wir nicht mehr sehen

Gestern suchte ich meine Lesebrille, zuerst in den Jackentaschen, dann im Gras. Bigna sah mir dabei zu. Ich ging ins Haus, aber dort fand ich die Brille auch nicht. Als ich zurückkam, sass Bigna an meinem Computer und spielte mit der Tastatur. «Ich wollte dir die Schrift grösser machen», behauptete sie, als ich sie verscheuchte. «Wenn meine Mama etwas nicht lesen kann, macht sie die Schrift grösser.» – «Ich habe ja noch gar nicht angefangen zu schreiben», sagte ich. «Da kann man auch nichts grösser machen. Ich brauche die Brille, sonst kann ich mich nicht konzentrieren.» – «Wozu ist denn die Brille, die du auf dem Kopf hast?», fragte Bigna. Es war meine Lesebrille, und nachdem ich mich bedankt hatte, verabschiedete ich mich und versuchte, einen Anfang zu finden.

«Wieso schreibst du denn jetzt nicht?», fragte Bigna nach einer Weile. «Ist es doch die falsche Brille? Vielleicht brauchst du eine stärkere. Mama sagt immer: «Wenn es so weitergeht, werde ich noch blind.» Vielleicht wirst du blind.» Ich dachte an meine Mutter, die tatsächlich altersblind war, und sagte: «So alt bin ich noch nicht. Und bis ich so alt bin, muss ich noch eine Menge schreiben.» – «Warum?», fragte Bigna. – «Um Geld zu verdienen», sagte ich. «Ausserdem macht es mir Freude. Auch wenn es nicht immer so aussieht.»

«Wenn du blind bist, brauchst du kein Geld mehr?», forschte Bigna weiter. – «Dann bekomme ich Geld fürs Blindsein», erklärte ich ihr. – «Und dann schreibst du nicht mehr?», bohrte sie nach. – «Ich weiss es nicht», sagte ich ehrlich. «Im Alter geht der Blick nach innen. Deshalb ist es auch ganz in Ordnung, wenn man nichts mehr sieht. Ich weiss nicht, ob man dann noch etwas zu erzählen hat.» – «Wieso, dann kann man doch erzählen, was man innen sieht.» – «Ich glaube ja, innen ist nichts», sagte ich. «Das Innere des Menschen ist weit und leer. Auf schöne Weise leer.» – «Dunkel?» – «Nein, hell», behauptete ich.

Darüber dachte Bigna nach, während ich endlich die ersten Zeilen meines Textes schrieb. Sie wartete, bis ich absetzte, ehe sie feststellte: «Dann ist Innen aber schöner als aussen. Aussen ist immer alles so voll, und dunkel auch oft.» – «Ja», sagte ich nur, denn in Gedanken formuliert ich bereits den nächsten Satz. – «Aber wozu haben wir dann Augen?», fragte Bigna fast gereizt. Ich hatte keine Zeit zu antworten, denn nun überschlugen sich meine Gedanken. Ich sah erst auf, als Bigna rief: «Ach so, jetzt weiss ich: Das Beste kommt zuletzt. Wie beim Nachtsch.»

Die Autoren Tim Krohn und Richard Reich schreiben für reformiert. in alternierender Reihenfolge.

JESUS HAT DAS WORT



Lukasevangelium 10,9

Nah gekommen ist das Reich Gottes, bis zu euch.

Die sogenannte Quelle Q ist eine Sammlung von Jesusworten, die als besonders authentisch gelten. Dieses Spruchevangelium deutete die Gegenwart als Zeit der Erfüllung. Nun sei angebrochen, was Psalmen und Propheten ersehnt und versprochen hatten: die «Basilea Gottes», seine Königsherrschaft. Für Jesus war die befreiende Gegenwart Gottes Angelpunkt von dem, was er lehrte und tat.

Weil dieses «Reich Gottes» etwas schwer Fassbares ist, fehlen eindeutige Begriffe dafür. Auch Jesus sprach meist in Gleichnissen davon. Es bot und bietet sich daher als grosse Projektionsfläche an. Die Geschichte des Christentums ist

voll von entsprechenden Deutungsversuchen; diese verraten vor allem die «theologische Brille» der Betrachter: Revoluzzer, Radikale, Alternative, Orthodoxe oder Apokalyptiker schufen so ihre je eingefärbten Vorstellungen von diesem «Reich».

Anders als viele Zeitgenossen hegte Jesus keine national ausgerichtete Erwartung auf ein Friedensreich unter göttlicher Herrschaft, er hielt es nicht für eine politische Grösse. Und doch trat er als glaubwürdiger Bote für eine Verwandlung der Welt auf, mit der sich Gott bedingungslos verbunden hat. Es schmerzte ihn, dass dieses «Reich Gottes» Gewalt erlitt (Lk 16,16) und die Lebensverhältnisse weit hinter der Heilzusage zurückblieben. Er hielt aber konsequent daran fest: Es ist im Kommen, trotz aller Widerstände. Und es ist weder etwas Künftiges noch etwas Jenseitiges. Es ist auch nichts Neues oder Fremdes. Es war immer schon da: Das Ewige, Gott-alles-in-allem, der Urgrund der Liebe.

Jesus lebte wie einer, der an diese Tiefendimension angeschlossen war – in Armut und schlichtem Vertrauen, erfüllt von Mitgefühl und Weisheit. Mehr als mit Worten machte er mit seinem Leben vor, wie die Welt sich wandeln kann, wenn immer mehr Menschen es ihm gleichtun. So kommt das «Reich Gottes» nahe, wenn Menschen verstehen, dass auch sie ohne jede Vorbedingung mit dieser tieferen Wirklichkeit in Resonanz gehen können.

Wer sich in diese ewige Wirklichkeit fallen lässt, erfährt die umfassende Präsenz und Fülle des Göttlichen mitten in seinem brüchigen Leben. Nicht alles wird dadurch automatisch gut, aber das Vertrauen aus dem Kontakt mit diesem Grösseren und Tieferen nährt die Hoffnung: Was auch immer geschieht, ist Ausdruck von diesem «Reich Gottes». Es drängt fortlaufend und dynamisch aus dem Zeitlosen ins Hier und Jetzt, wo Menschen sich davon berühren und leiten lassen. MARIANNE VOGEL KOPP

JESUS HAT DAS WORT. Jesus lebte und verkündete das «Reich Gottes», die Welt, wie sie sein kann und soll. Er wollte gehört, nicht geglaubt werden. Seine Botschaft vom Heil für alle lässt bis heute aufhorchen. «reformiert.» zitiert Jesusworte und denkt darüber nach. Mehr zum Konzept unter www.reformiert.info/wort

Neue Christen zwischen Gott und Asylrecht

BEKEHRUNGEN/ Immer wieder entdecken Iraner das Christentum. Während sie hierzulande in Freikirchen mit offenen Armen empfangen werden, wittern die Migrationsbehörden rasch die Gefahr des Asylmissbrauchs.

Sonntags gestaltet Nima Hesabian Kindergottesdienste mit. Montags erteilt er Asylbewerbern Deutschunterricht. Im Sommer ist er Co-Leiter von Sport- und Jugendcamps. «Ich helfe überall, wo ich angefragt werde», sagt der junge Iraner (36) in nahezu perfektem Deutsch.

Die Rapperswiler Freikirche Prisma ist Nima Hesabians Ersatzfamilie. Staunend erinnert er sich an seine ersten Begegnungen mit Gemeindegliedern im Jahr 2011, die ihm sogleich einen Job bei der Kinderhüeti übergaben. «Die Eltern haben mir einfach ihre kleinen Kinder abgegeben», erzählt er. «Sie haben mir so rasch vertraut.» Heute wohnt Hesabian im Haus eines Jugendarbeiters der Gemeinde; seine eigene Wohnung verlor er Ende 2015, ebenso seinen Job als Pizza-Kurier. Das Problem: Hesabian besitzt keine gültigen Schweizer Aufenthaltspapiere mehr.

Das Asylgesuch des Iraners wurde 2015 letztinstanzlich abgelehnt. Das Bundesverwaltungsgericht bezweifelte, dass sein Leben im Iran nach der Teilnahme an Protesten gegen das Regime in Gefahr sei. Auch bekundete es «Zweifel an der Ernsthaftigkeit und Nachhaltigkeit» seiner Konversion zum Christentum, die er mit der Taufe in der Persischen Gemeinde Zürich 2011 vollzogen und nachträglich als Asylgrund vorgebracht hatte. Eine «besonders aktive (...) namentlich missionarische Glaubensausübung» sei nicht ersichtlich, schrieb das Gericht. Es bestätigte den Asylentscheid des Staatssekretariats für Migration (SEM), das festgestellt hatte, dass Hesabian aufgrund seines christlichen Glaubens im Iran keine Verfolgung zu befürchten hätte.

DAS GERICHT MAHNTE. Amara Ghazali (Name geändert) hat keine Ausschaffung mehr zu befürchten: Nächstens soll die 50-jährige Iranerin sogar eine unbeschränkte Niederlassungsbewilligung für die Schweiz erhalten. Eine Odyssee über Griechenland, Norwegen und Belgien und ein zähes juristisches Ringen liegen hinter ihr. Der Fall der Konvertitin führte 2012 bis vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Die Strassburger Richterin forderte in ihrem Urteil die Schweiz auf, die bereits verfügte Ausweisung von Ghazali zu stoppen: Sie fragte die Schweiz mahndend an, ob sie «die iranische Gesetzgebung, die schwere Strafen für religiöse Konvertiten vorsieht, genügend berücksichtigt» hätte. Diese müssten im Iran befürchten,

«Die Taufvorbereitung sollte sorgfältig erfolgen, so lässt sich die Ernsthaftigkeit der Konversion auch transparent machen.»

PFARRERIN ESTHER STRAUB

«eine schlechte Behandlung zu erfahren, (...) ja sogar hingerichtet zu werden». Die Schweiz parierte die Fragen rasch – und gestand Ghazali doch noch den Flüchtlingsstatus zu.

Insbesondere auf Muslime aus dem Iran übt das Christentum oft eine exotische Faszination aus (vgl. Kasten). «Bei uns ist der Islam Gesetz», berichtet Hesabian. Das Christentum stehe demgegenüber für eine Freiheit, die ihn immer stärker angezogen hätte. Ghazali, vormals



Die Taufe – der sichtbare Akt der Bekehrung zum Christentum

laut eigenen Angaben eine «fanatische Muslima», besuchte vor fast zwanzig Jahren erstmals eine Untergrundkirche im Iran. «Bis dahin war Gott für mich immer weit weg. Im Christentum erfuh ich die Liebe Gottes, die in Jesus ganz nah war. Es war, als ob ein Vorhang weggeschoben worden wäre.» Ghazali liess sich 2003 in Griechenland taufen. Heute besucht sie die Gottesdienste der charismatischen Christ International Church (CIC) in Baden.

Religiöse Erweckungserlebnisse sind dem neutralen Staat fremd. In Bekehrungen zum Christentum erkennt das SEM rasch die «Missbrauchsgefahr» (Staatssekretär Mario Gattiker). Konvertiten, so lautet der Verdacht, würden auf diese Weise Nachfluchtgründe konstruieren. Gerade Iranern attestieren Kenner des Landes inoffiziell durchaus eine gewisse Schlauheit bei der Suche nach Asylgründen. Gleichwohl muss das SEM dem Asylgesetz gerecht werden, das Flüchtlingen ausdrücklich auch Schutz vor religiöser Verfolgung gewährt. So umkreisen die Migrationsbehörden die sperrige

«innere Tatsache» des Glaubens, deren wahre Bedeutung im Leben eines Individuums «naturgemäss nicht eruiert werden» könne (negativer Asylentscheid im Fall Hesabian). Als verlässliches Kriterium gilt dem SEM eine besonders engagierte missionarische Tätigkeit von Flüchtlingen. Diese sei es, die insbesondere im Iran eine besondere Verfolgungsgefahr nach sich ziehe.

«WILLKÜR». Paradoxerweise honoriert der Bund damit religiöse «Leistungen», denen er ansonsten skeptisch begegnet. Amara Ghazali jedenfalls dürfte nachträglich zupass gekommen sein, dass sie vor allem im Internet ausgesprochen eifrig für die christliche Sache weibelt: Sie ist Administratorin verschiedener persisch-christlicher Chat-Seiten, in denen iranische Neo-Christen Glaubensfragen verhandeln. Auch Nima Hesabian weiss, was die Bundesbehörden von ihm erwarten: «Ich erzähle allen, dass ich ins Prisma gehe, wie toll es hier ist und dass sie auch kommen sollen», berichtet er pflichtbewusst. Zugleich relativiert er: «Nicht jeder ist ein geborener Prediger.» Und was empfindet Hesabian, wenn der

Im Iran sind Christen geächtet

Keine Statistik gibt darüber Auskunft, wie viele Iraner und Iranerinnen in der Schweiz jährlich zum Christentum konvertieren. Es kann vermutet werden, dass Übertritte zum christlichen Glauben auf tiefem Niveau leicht steigen. In der Persischen Gemeinde Zürich wurden laut Angaben von Pastor Ferhad Larimi letztes Jahr 50 bis 60 Menschen vorab aus dem Iran getauft. Dieses Jahr hätten sich bereits 33 Personen im Zürichsee taufen lassen.

NOCH DIE HÄLFTE. Im vergangenen Jahr erhielten 51 Personen aus

christliche Glaube von Landsleuten als glaubwürdiger taxiert wird als sein eigener? «Ich spüre keinen Neid. Ich bin einfach enttäuscht», sagt er. «Ich glaube, einige tun genau das, was das SEM von ihnen erwartet.»

Hesabians Fürsprecher in der Freikirche können die Haltung des SEM kaum fassen. Prisma-Pastor René Christen beklagt eine «politische Willkür», die die Dramatik der Geschichte Hesabians völlig übersehe. Er sei mit dem Evangelium offensichtlich aufgeblüht, habe hier Annahme erfahren – und gelernt zu vergeben. «Nima hatte viel Hass im Herzen, das konnte er in vielen Gesprächen loslassen», erzählt Christen. Er kann nicht verstehen, dass das SEM ihn im Laufe des Asylprozesses nie zu einer Anhörung vorgeladen hat. Seine Gemeinde wäre, ist der Pastor überzeugt, eine glaubwürdige Auskunftsstelle zur Frage, ob jemand Christ geworden sei. Konversionsprozesse würden zwar nicht standardisiert durchgeführt, doch man sei nicht naiv. Bestimmt würde man sich nicht in jedem Fall mit so vielen Empfehlungsschreibern für jemanden einsetzen wie jetzt im Fall Hesabians. «Dass wir nicht gehört werden, liegt wohl daran, dass wir eine Freikirche sind», vermutet Christen.

MIT SORGFALT. Standardisierte Tests, die einer Taufe vorausgehen, kennen auch die Landeskirchen nicht. Wie ernst es jemand mit dem Christentum meint, sei eine Sache des Vertrauens zwischen Konvertit und Pfarrperson, sagt Esther Straub, Pfarrerin und Kirchenrätin in Zürich. Ihr sind aus der Gefängnisseelsorge ein paar Konversionsfälle bekannt. «Der Prozess einer Taufvorbereitung sollte aber sorgfältig gestaltet sein», meint Straub, «so kann die Ernsthaftigkeit der Konversion auch transparent gemacht werden.» Die Bundesbehörden seien auf jeden Fall eingeladen, Kirchenvertreter zu ihrer Meinung zu befragen, ihres Wissens seien reformierte Pfarrpersonen in einem Asylprozess aber noch nie konsultiert worden. Machen die Migrationsbehörden also einen Bogen um die Kirchen? Das SEM bestreitet dies: Jeder Asylgesuchsteller könne sich in den Anhörungen von einer Person seiner Wahl begleiten lassen, schreibt die Pressestelle. «Diese Person darf selbstverständlich auch ein Pfarrer sein.»

Amara Ghazali arbeitet heute als Hauswartin bei einer Schweizer Agglomerationsgemeinde, hat eine eigene Mietwohnung und betet dafür, dass sich die Menschen im Iran oder in Syrien «zum Gott des Lebens» bekehren. Nima Hesabian, der weiterhin in der Freikirche Prisma verkehrt, lebt wie auf Nadeln. Er muss jederzeit befürchten, in Ausschaffungshaft genommen zu werden. Seine Zukunft ist ungewiss – sicher ist für ihn nur eines: «In den Iran werde ich nicht zurückkehren.» **REMO WIEGAND**

dem Iran in der Schweiz Asyl. Gründe für die Schutzgewährung werden statistisch nicht erfasst. Die Asyl-Anerkennungsquote für Iraner und Iranerinnen lag gewöhnlich bei rund 30 Prozent. Letztes Jahr sank sie auf 14 Prozent, eine Folge «einer signifikant höheren Anzahl von Dublin-Nichteintretensentscheidungen», wie das SEM schreibt. In Deutschland liegt laut laenderinfo.de die Anerkennungsquote für iranische Flüchtlinge bei 85 Prozent.

HAFT ODER TOD. Das christliche Hilfswerk Open Doors setzt den Iran auf den 8. Rang einer Negativrangliste von Ländern, die Christen am stärksten verfolgen. Auf Apostasie, den Abfall vom

Glauben, stehen laut iranischem Gesetz lebenslange Haftstrafen, im Extremfall sogar die Hinrichtung. 2016 dokumentierte Open Doors 193 Verhaftungen von Christen, ein deutlicher Anstieg gegenüber den Vorjahren. Dennoch wachse die Glaubensgemeinschaft, heute lebten im Iran rund 800 000 Christen und Christinnen, (1 Prozent der Bevölkerung). Laut einer US-Studie erleiden Evangelikale weltweit stärkere Repressalien als katholische, protestantische oder orthodoxe Christen. Auch deshalb, weil Erstere aktiv missionieren, Bekehrungen als «dringendes Erlebnis» hervorheben und damit Verfolgungen mitunter provozieren würden. **RW**

Reportagen und Interviews zum evangelischen Kirchentag in Berlin, wo Prominente von Angela Merkel bis Barack Obama erwartet werden.

TÄGLICH AKTUELL
www.reformiert.info/news

LESERBRIEFE

REFORMIERT. 5/2017

FRONT. Wenn viel Gott drin ist, gibts kein Geld

DANK

Danke für den Artikel. Er zeigt auf, wie Christen in unserem Staat mehr und mehr diskriminiert werden. Dazu ein Zitat von Niklaus von der Flüh: «Was die Seele für den Körper, ist Gott für den Staat. Wenn die Seele weg ist, zerfällt der Mensch. Wenn Gott aus dem Staat weg ist, ist er dem Untergang geweiht.» Das sollten wir (und die Politik) uns zu Herzen nehmen.

BEATRICE VON ALENA, MEILEN

INKONSEQUENZ

Wäre es nicht so ärgerlich, könnte man über die Inkonsequenz des Departements Parmelin nur den Kopf schütteln und vergessen. Da jammert «Mann» darüber, dass die heutige Jugend zu wenig Bereitschaft zum Militärdienst und zu wenig Einsatz für die Allgemeinheit zeige, und gleichzeitig werden so tolle Angebote wie

Jungscharnachmittage und Lager nicht mehr über J+S mitfinanziert. Gerade in solchen Lagern lernen unsere wohlstandsvervöhnten Kids, ein Zelt aufzubauen, Lagerfeuer zu machen, einige Nächte weg von Mami zu schlafen und sich ein wenig durchzubeissen. All das unter abenteuerlustiger Führung von



FOTO: ZVG

Kein Geld mehr für Jungscharen?

Leuten, die ihre Ferien dafür opfern. Daneben lernen unsere Kinder erst noch spannende Geschichten kennen und bekommen ein gutes christliches Fundament.

URSULINA HUDER-GUIDON,
STEFFISBURG

VERSTÄNDNIS

Ich kann das Handeln des Bundesamtes für Sport, also letztlich des Staates, gegenüber einigen freikirchlichen Jugendverbänden durchaus verstehen. Freikirchlichen Jugendverbänden geht es, wenigstens der Tendenz nach, nicht so sehr um den Sport als Zweck und Ziel. Der Sport wird Mittel zum Zweck. Und dieser Zweck ist die Mission. Statt Mission lässt sich auch sagen: Es geht um eine fundamentalistische Lebenshaltung, die mit dem Sport vermittelt werden soll. Der Staat muss nicht nur gegenüber islamischem Fundamentalismus vorsichtig sein, sondern auch gegenüber christlichen absolutistischen Tendenzen. Der Jugend ist mit einfachen Antworten auf komplexe Lebensfragen nicht gedient.

PETER KOLLER, ZÜRICH

BEFÜRCHTUNG

Wenn das Bundesamt für Sport den freikirchlichen Jugendverbänden das Geld streicht, hat das weniger mit Gott als vielmehr mit Allah zu tun: Tatsache ist, dass auf diesem Wege versucht wird, die entsprechenden Beitragsgesuche von islamischen Jugendverbänden zu verhindern beziehungsweise abzulehnen. Traurig, aber wahr. Und noch trauriger wird es, wenn wir diese Geschichte weiter denken: Da gibt es zum Beispiel bei uns in Horgen ein Alterszentrum, in dessen Statuten steht: «Zweck der Stiftung ist der Betrieb eines gemeinnützigen Sozialwerkes, welches auf christlichen Grundwerten (...) aufgebaut ist.» Auch da könnten bald einmal die öffentlichen Beiträge an das Heim und dessen Bewohnende gestrichen werden, oder?

URS BANGERTER, HORGEN

ÄRGER

Wir haben in der Schweiz Religionsfreiheit – das scheinen Sie nicht begriffen zu haben. Darum schreiben Sie: Der Entscheid, den evangelischen Gruppen die

Subventionen zu streichen, sei nachvollziehbar. Dem VBS geht es nicht um das Gesetz, sondern darum, die Religionsfreiheit einzuschränken. Es ist ärgerlich, dass Sie sich als Zeitung – wie fast immer – auf die Seite der Antichristen stellen. Ist es Ihr Hauptanliegen, ja nicht verdächtigt zu werden, aufrechte Christen zu sein und die Gottlosen zu stören?

RENÉ D. GORSATT, BERN

REFORMIERT. 5/2017

KOLUMNE. Selbstfindung im Zeitalter der Spurensicherung

FRAGE

Zur Kolumne von Richard Reich habe ich nur eine einzige Frage: Was hat Sie bewogen, einen solch unsäglichen Stuss zu veröffentlichen?

GEORG KELLER, KLEINANDELFINGEN

REFORMIERT. 5/2017

DOSSIER. Scham

ENTTÄUSCHUNG

Mit grossem Interesse habe ich das Dossier Scham gelesen und einerseits darin viel Gutes und Zutreffendes gefunden. Andererseits war ich aber auch enttäuscht. Mir geht es nicht um die Scham, die uns etwa daran hindert, nackt auf der Bahnhofstrasse herumzulaufen. Es geht mir um die Scham, die uns dazu bewegt, Handlungsweisen zu unterlassen, weil sie abgrundtief niederträchtig und gemein sind. So bin ich enttäuscht, dass Prof. Daniel Hell bei der Auflösung der Schamgren-



GEMÄLDE: LUKAS CRANACH DER ÄLTERE

Die Entdeckung der Scham

zen offenbar nur an schwer kranke manische und schizophrene Patienten denkt. Ein gesellschaftlich relevanteres Problem ist doch die Schamlosigkeit von Psychopathen, die Scham deshalb nicht empfinden können, weil sie kein Gewissen und keine Fähigkeit zu echtem Mitgefühl und somit auch kein Unrechtsbewusstsein besitzen. Diese Menschen können andere verletzen, belügen, betrügen, erniedrigen und demütigen ohne das geringste Schamgefühl, weil Letzteres eben auf dem Vorhandensein eines Gewissens und Mitgefühls basiert.

ERIKA REUST, VOLKETSCHWIL

BEFREMDEN

Mit Befremden habe ich die längst nicht mehr zeitgemässe, unwürdige Äusserung von Herrn Psychiater Hell gelesen, «...man weiss

ja nie, was Tiere wirklich fühlen». Oh, doch, jeder einigermaßen mitfühlende und sensible Mensch weiss sehr wohl, was die Tiere, unsere Mitgeschöpfe, fühlen. Auch sie sind Gottes Geschöpfe und machen keine Kriege! Auch sie spüren Hunger, Kälte und Geborgenheit.

ANNEMARIE ÖZDEMİR, RÜFENACHT

REFORMIERT. 4/2017

DOSSIER. Verrat

ENTGEGNUNG

«Vielleicht war Judas sogar einer der wenigen, der Jesus verstand? Ein Idealist?», schreibt der Autor in seinen Betrachtungen zum Verräter Judas. Dem möchte ich ein Bibelwort entgegenhalten: «Zwar des Menschensohn geht hin, wie von ihm geschrieben steht; weh aber dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verraten wird! Es wäre demselben Menschen besser, dass er nie geboren wäre» (Lutherbibel, Markusevangelium 14,21). Leider scheinen viele Theologen Jesus nicht mehr zu verstehen! Oder hat sich Jesus etwa geirrt?

HANS PETER PLÜSS, KONOLFINGEN

REFORMIERT. 2/2017

JESUS HAT DAS WORT. Lukas 12,2

ZUSTIMMUNG I

Frau Vogel Kopp hat vollkommen recht, wenn sie schreibt: «Der Jude Jesus bewegte sich in seiner Tradition.» Wer Jesus Christus begegnet, begegnet dem Judentum. Diese Tatsache schleckt nun mal keine Geiss weg. Jesus ist Jude, und das Alte Testament war seine Bibel. Mehr noch: Es war die Heilige Schrift sowohl der Apostel als auch der vier Evangelisten, und es war über ein Jahrhundert lang die einzige Bibel der jungen Kirche. Weiter warnt uns auch Paulus in Römer 11,18: «Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich!» Hoffen wir, dass die Zeit der Entjudung endlich vorüber ist, so dass er, der nie aus dem Judentum fortging, heimfinden darf zu seinem angestammten Sitz im Leben und zu seinem pharisäischen Ehrentitel (Rabbi) – ohne die Uhr des Christentums zurückzudrehen!

IRENE SCHNEIDER, INNERTKIRCHEN

ZUSTIMMUNG II

Jesus von Nazaret war Jude und bewegte sich in den Traditionen der Juden. Er war beschnitten, kannte und zitierte Worte aus der hebräischen Bibel und feierte jüdische Feste. Lassen wir uns doch von seiner Zuwendungslust und seiner Zuwendungsfreude allen Menschen gegenüber berühren, anstecken und herausfordern. Das hat nichts mit «anbiedern» zu tun.

CHRISTINE LIECHTI ZBINDEN, BERN

KOMPLIMENT

«reformiert.» hat sich in den letzten Jahren zu einer lesenswerten Qualitätszeitung entwickelt, die sich kritisch mit dem Zeitgeschehen auseinandersetzt, ohne religiös verbrämt zu wirken. Ein grosses Kompliment, dass Sie es wieder verstehen, aktuelle Fragenstellungen aufzugreifen und interessant darzustellen.

PETER KRON, AU

IHRE MEINUNG INTERESSIERT UNS.

Schreiben Sie an: redaktion.bern@reformiert.info oder an «reformiert.», Gerbergasse 23, 3000 Bern 13

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

AGENDA



TIPP

Konzert in der Spittelkapelle in Bern

KULTURAUSSCHLUG

«Kultur bewegt» – der Verein Etoile lädt zum Konzert ein

Auch im Juni bietet der Verein «Etoile – soziale Teilhabe im Alter» ein Kulturerlebnis mit unentgeltlichem Fahrdienst an. Lassen Sie sich zu Hause abholen und geniessen Sie das Konzert mit Studierenden der Hochschule der Künste Bern im Generationenhaus in Bern. Die angehenden Profis interpretieren Werke von Bach bis Scarlatti.

KONZERT. Mit Studierenden der HKB am 8. Juni, 18.00–19.00, Spittelkapelle, Generationenhaus, Bahnhofplatz 2, Bern. Eintritt frei. Infos zu den Angeboten des Vereins Etoile und zum kostenlosen Fahrdienst: 031 388 50 05, info@verein-etoile.ch

VERANSTALTUNGEN

Lesung. Die Schauspielerin Noëmi Gradwohl liest aus dem Roman «Doppelpass» von Charles Lewinsky und aus «So wie ich will; mein Leben zwischen Moschee und Minirock» der jungen Deutschtürkin Melda Akbas. Donnerstag, **1. Juni**, 19.00, Eidgenössisches Hochschulinstitut für Berufsbildung EHB, Kirchlin-dachstrasse 79, Zollikofen

Sommerkonzert. Der Chor «Joy Singers» aus Spiez singt Gospels und Evergreens. Freitag, **2. Juni**, 20.00, Burghof der Burgruine Riggensberg, Kollekte. Bei schlechter Witterung in der Burgrkirche

Schiffahrt. Ökumenischer Pfingstgottesdienst auf dem Thunersee. Pfingstsonntag, **4. Juni**, 10.00–12.30, Einstiegsmöglichkeit ab 9.45 bei der Schiffsanlegestelle Thun, Ländle Nr. 8 (Othmar-Schöck-Weg). Billette: Fr. 25.–. Vorverkauf: BLS-Schalter für Schiffsbillette in Thun

Orgelmusik. Klang-Reisen und Ton-Geschichten mit der Organistin Annerös Hulliger. Konzert «Silberklang und Tastentanz», Pfingstsonntag, **4. Juni**, 17.00 & 20.30, Kirche Lauenen

Podium. Der Schriftsteller Lukas Bärfuss erzählt von seinem Theaterstück «Die Reise von Klaus und Edith durch den Schacht zum Mittelpunkt der Erde». Dienstag, **6. Juni**, 19.30, Nydeggerkirche Bern

Konzert I. Klangfenster mit Musik des Kirchenchors und weiteren Musikerinnen und Musikern. Freitag, **9. Juni**, 19.00–23.00, Kirche Gümligen

Konzert II. Der Chor Frohsinn-Cäcilia singt unter der Leitung von Erich Roth Werke von Händel, Vivaldi und Zelenka. Samstag, **10. Juni**, 19.00 sowie Sonntag, **11. Juni**, 17.00, Schlosskirche Interlaken. Vorverkauf: 033 822 33 36

Konzert III. Berühmte Tangos aus Argentinien, Werke von Piazzolla, Gardel, Mores und Salgán mit Mirjam Tschopp (Violine) und dem Orchester Konolfingen. Sonntag, **11. Juni**, 17.00, Kirche Konolfingen

Buchvernissage. Was zeichnet den Gottesdienst der reformierten Kirche aus? Wo kommt er her, und wie hat er sich entwickelt? Buchvernissage «Gottesdienst in der reformierten Kirche. Einführung und Perspektiven». Freitag, **16. Juni**, 16.00, Universität Bern, Hochschulstr. 4, Raum 120. Anschliessend Apéro

Älplerfest. Den Schlusspunkt der Heks-Kampagne «Farbe bekennen» bildet ein Älplerfest. Geflüchtete spielen Alphorn, jodeln und schwingen Fahnen. Samstag, **17. Juni**, Bahnhofplatz Bern

Konzert IV. Der Chor «ChoRemio» singt Lieder vom Abend bis in den Morgen. «Sounds of Silence», Samstag, **17. Juni**, 20.00, Sonntag, **18. Juni**, 17.00, sowie Samstag, **24. Juni**, 20.00, Sonntag, **25. Juni**, 17.00, reformierte Kirche Köniz. Eintritt: Fr. 25.–. Vorverkauf: www.choremio.ch

Kunstführung. Michael Braunschweig (Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn) im Dialog mit Michael Baumgartner (Zentrum Paul Klee) in der Ausstellung «Die Revolution ist tot – lang lebe die Revolution!». Sonntag, **18. Juni**, 15.00–16.00, Zentrum Paul Klee. Anmeldung nicht möglich. Kosten: Ausstellungseintritt

Ausstellung. Was kann heute als Ikone gelten? Welche Funktionen haben sakrale Bilder? Die Ausstellung «Ikonen2» stellt sich diesen Fragen und bringt traditionelle und zeitgenössisch-avantgardistische Ikonen-kunst in Dialog. Vernissage, Freitag, **30. Juni**, 18.00, Heiliggeistkirche Bern

Reformationsweg. Zu Fuss von Blumenstein über Amsoldingen nach Reutigen und entlang des Wanderweges die Geschichte der Reformation entdecken. Wanderkarte: www.kirche-blumenstein-pohlern.ch

Radiosendung. Früher war eine Ehe zwischen einer Katholikin und einem Protestanten noch unvorstellbar. Heute heiraten Buddhistinnen Christen, oder Muslime heiraten Christinnen. Wie gestaltet sich das Zusammenleben? «Perspektiven», Sonntag, **25. Juni**, 8.30, SRF 2 Kultur

reformiert.
Impressum

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern-Jura-Solothurn, Graubünden und Zürich. www.reformiert.info

Gesamtauflage: 708 050 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuizen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Rita Gianelli (rig), Reinhard Kramm (rk)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Felix Reich (fmr), Stefan Schneiter (sts), Sabine Schüpbach (sas)

Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektur: Yvonne Schär

reformiert. Bern | Jura | Solothurn

Auflage: 338 552 Exemplare (WEMF)
Herausgeber: Verein reformiert.
Bern | Jura | Solothurn
Präsident: Lorenz Wacker, Kirchberg
Redaktionsleitung: Hans Herrmann
Geschäftsleitung: Manfred Baumann

Redaktion und Verlag

Postfach 312, 3000 Bern 13
Redaktion:
Tel. 031 398 18 20, Fax 031 398 18 23
redaktion.bern@reformiert.info
Verlag:
Tel. 031 398 18 30, Fax 031 398 18 23
verlag.bern@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Merkur Druck AG | Langenthal | Burgdorf
Gaswerkstrasse 56, 4900 Langenthal
Tel. 062 919 15 16, Fax 062 919 15 55
abo.reformiert@merkurdruck.ch

Einzelabos (12 Ausgaben/Jahr): Fr. 20.–

Druckvorstufe Gemeindebeilagen

Merkur Druck AG | Langenthal | Burgdorf
reformiert@merkurdruck.ch

Inserate

Koedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koedia.ch, www.koedia.ch

Inserateschluss Ausgabe 7/2017

7. Juni 2017

Druck: Ringier Print AG, Adligenswil





Louise Schneider am Stubentisch, an dem sie oft mit ihrem kürzlich verstorbenen Mann Paul sass und diskutierte

Die polternde Pazifistin mit warmem Herzen

PORTRÄT/ Louise Schneider besprach aus Protest gegen Rüstungsgeschäfte die Nationalbank. Als überzeugte Christin kämpft sie für Frieden auf Erden.

Louise Schneider kann kräftig ausrufen. «Heitere Fahne!», schimpft sie, als sie über die Spekulanten spricht, die Alterswohnungen überverteuert vermieten. Sie ärgert sich auch über die Pro Senectute, die den Seniorinnen und Senioren Turnen und Computerkurse vorschreibt. «Grauenhaft! Ich widersetze mich.» Hefig fuchtelt sie mit der Hand in der Luft.

ZORNIG. Die 85-Jährige sitzt im Korbstuhl in der Stube ihres alten Hauses im bernischen Liebefeld. Sie zeigt durchs Fenster in den wilden, grossen Garten. «Ich habe gestern zu lange draussen gearbeitet, mir tun alle Gelenke weh», sagt sie und rückt sich im Sessel zurecht. Wegen ihrer Arthrose sollte sie sich schonen, aber sie tut es nicht. Sie kann nicht ohne Gartenarbeit sein. «Ich nehme zum Arbeiten einfach zwei Ponstan anstatt eines», erklärt sie mit kräftiger Stimme.

Es fällt einem nicht schwer, sich vorzustellen, wie Louise Schneider kürzlich den Slogan «Geld für Waffen tötet» an die Bauabschrankung der Nationalbank in Bern schrieb und in allen Schweizer Medien als sprayende Rentnerin auftauchte.

Sie machte damit auf die Waffengeschäfts-Initiative der Gsoa aufmerksam, die Schweizer Banken und Pensionskassen verbieten will, in Rüstungsgeschäfte zu investieren. «Dieses himmeltraurige Geschäft ist eine Schande.»

GLÄUBIG. Über die Sprayerei will Schneider nicht mehr reden, über die Hintergründe schon. Die streitbare Seniorin treibt nicht nur politische Überzeugung, sondern auch der Glaube an. «Im Evangelium steckt die revolutionärste Kraft überhaupt», ist sie überzeugt. Am Wandschrank in ihrer Küche hängt nebst der Gsoa-Jahresplanung das «Apostolische Glaubensbekenntnis» des Lyrikers Kurt Marti. Wie dieser möchte Schneider eine Mitstreiterin Jesu sein, der für schwache Menschen Partei ergriffen hat.

Zusammen mit ihrem Mann Paul vertiefte sie sich als junge Frau in die Ideen der Religiös-Sozialistischen Bewegung. «Ich glaube, dass das Reich Gottes im Diesseits ist, wenn die Menschen zueinander schauen, anstatt sich zu bekriegen.» Als Paul vor fünf Monaten starb, verlor Schneider ihren wichtigsten Weg-

Louise Schneider, 85

Sie wuchs in einfachen Verhältnissen in Neuenegg BE auf. Der Vater war Verdingkind und Fabrikarbeiter, die Mutter sehr gläubig. Sie absolvierte eine Bürolehre, heiratete und wurde Mutter von drei Kindern. Als ihr jüngstes Kind in die dritte Klasse kam, begann sie mit 35 Jahren eine Ausbildung zur Sozialarbeiterin. Als solche arbeitete sie während 25 Jahren im Inselehospital Bern. Sie lebt in Liebefeld BE.

gefährten. Seine grauen Filzpantoffeln stehen noch im Hauseingang. Sie hat Tränen in den Augen, als sie erzählt, wie sie einst gemeinsam ein schwer traumatisiertes Mädchen in die Familie aufnahmen, und wie sie bis zuletzt mit Paul über alles diskutierte. In den zwei Jahren vor seinem Tod betreute sie ihn zwei Jahren lang Tag und Nacht. Das Haus verliess sie maximal zwei Stunden.

HARTNÄCKIG. «Jetzt hätte ich wieder mehr Zeit, aber der Weg zur Bushaltestelle ist weit für meine schmerzenden Füesse.» Nichtsdestotrotz steht die Kämpferin jeden Donnerstag pünktlich in Berns Gassen und sammelt zwei Stunden lang Unterschriften für die Gsoa-Initiative. «Länger kann ich nicht mehr stehen», bedauert sie. Und übrigens, es sei «grundfalsch», Unterschriften online zu sammeln. «Das direkte Gespräch auf der Strasse dürfen wir nie aufgeben», beginnt sie wieder zu poltern. Einmal hat Schneider ein Video gesehen, in dem sie auch so polterte. «Ich bin etwas erschrocken, wie heftig das tönnte. Heitere Fahne!» **SABINE SCHÜPBACH**

GRETCHENFRAGE

MARCO RIMA, KOMIKER

«Ohne das Zölibat hätte ich wohl Theologie studiert»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Rima? Religion ist für mich sehr persönlich. Ich bete jeden Abend zu Gott und glaube fest daran, dass ich nach dem Tod wieder auf meine Liebsten stosse, die nicht mehr auf der Erde weilen. Sie sind Engel, die mich immer umgeben. Für mich besteht aber eine grosse Diskrepanz zwischen dem Glauben und der Kirche als Institution. Den Club der römisch-katholischen Kirche habe ich verlassen.

Passen Humor und Glaube für Sie als Komiker zusammen?

Absolut. Der historische Jesus von Nazareth war eine humorvolle Person – anders als die Figur, die Paulus später ins Leben gerufen hat. Humor war alleine schon aufgrund der damaligen Situation angezeigt. Die Zeloten, die Eiferer, wussten, was auf sie wartet, wenn sie sich gegen die politischen Gepflogenheiten auflehnten. Die Kreuzigung war unweigerlich. Da brauchte es Humor oder eben: Galgenhumor. Humor ist für mich auch ein Katalysator für Ängste.

Sie kennen die Bibel gut. Interessieren Sie sich für Theologie?

Sehr. Ich habe lange überlegt, ob ich Theologie studieren soll, tat mich aber schwer mit dem Zölibat. Da kann mir der Papst noch so sympathisch sein. Solange in der Kirche kein Platz ist für Themen wie Gleichberechtigung, kann ich mich nicht mit ihr einverstanden erklären.

Würden Sie sich lustig machen über Jesus oder Mohammed?

Nein, das würde ich nicht. Aber ich entschärfe und demaskiere die Ernsthaftigkeit der Kirche. Für gewisse Leute ist es schon blasphemisch, wenn man den Papst kritisiert. Wenn ich mich lustig mache über die Missbräuche in der Kirche, ertragen sie das nicht, weil es nicht in ihr Lebensbild passt. Für mich ist Blasphemie erst dann gegeben, wenn Humor die Grenze des Anstands überschreitet.

Was denken Sie: Hat Gott Humor?

Wir sind von ihm auf jeden Fall mit Humor ausgestattet worden, was ich als ein grosses Geschenk ansehe. Da muss Gott selber entsprechend auch über unheimlich viel Humor verfügen.

INTERVIEW: SANDRA HOHENDAHL-TESCH

CHRISTOPH BIEDERMANN



VERANSTALTUNG

AUTORENGESPRÄCH

DER EINFLUSS ALTER DENKMUSTER

Wie viel Religion hat Platz im Schulalltag? Dürfen katholische Geistliche in den Nationalrat? Wie privat soll Glaube sein? Diese aktuellen Fragen haben in vielerlei Hinsicht vor 175 Jahren ihren Ursprung: 1841 beschloss der Kanton Aargau die Aufhebung der Klöster – ein erster Höhepunkt im Kulturkampf, dieser für die Schweiz des 19. Jahrhunderts zentrale Auseinandersetzung zwischen Liberalen und Konservativen. Was sagt uns der Kulturkampf heute?

Dieser Frage gehen der Historiker Josef Lang und der Autor Pirmin Meier im Buch «Kulturkampf: Die Schweiz des 19. Jahrhunderts im Spiegel von heute» auf den Grund. Darin loten die beiden Autoren mit katholischer Herkunft in zwei langen Essays unterschiedliche Positionen aus und spiegeln die Geschichte an den aktuellen kulturellen Unterschieden in der Schweiz. Das Gespräch mit Josef Lang und Pirmin Meier führt der Historiker Albert Tanner.

GESPRÄCH. 13. Juni, 19.00, Kirchengemeindehaus St. Marien, Saal 1, Wylerstrasse 26, Bern. Anschliessend Apéro.



Marco Rima, 56

Der Zuger arbeitete als Lehrer, bevor er 1983 als Komiker Karriere machte. Aktuell ist Rima mit seinem Programm «Just for Fun» in der Schweiz auf Tournee.